

glitter

N. 01

MIT TEXTEN VON;

ANTJE RÁVÍC STRUBEL • IVONA BRDJANOVIC •

DONAT BLUM • LANN HORNSCHIEDT •

TOBIAS URECH/ERA

DIE GALA DER LITERATURZEITSCHRIFTEN

“On his third night, he took the keys
to the truck to drive to the hospital.
Back east, it was early spring, but here the
dark air seemed to **glitter** with frost,
and in the morning the grass was capped
with a thin skin of crystals.”

HANYA YANAGIHARA,
S. 48, A LITTLE LIFE, PICADOR, LONDON, 2016

Herausgeber*innen

Kunst + Politik
Donat Blum
Ivona Brdjanovic
Huy Do

ART + POLITIQUE
KUNST + POLITIK
ARTE + POLITICA

www.kunst-und-politik.ch

Inhaltsverzeichnis

Antje Rávic Strubel	Inez schläft	7
----------------------------	--------------	---

Ivona Brdjanovic	Elisabeth	17
	Paul	21
	Mirjana	23

Donat Blum	Tín	31
	Yuri	38

Lann Hornscheidt	Mich nahbeziehen	41
-------------------------	------------------	----

Tobias Urech / Era	Zufall	55
---------------------------	--------	----

Wir haben sie vermisst, die Erzählungen, die sich mit hohem Unterhaltungswert und auf hohem literarischem Niveau mit unseren queeren Lebensrealitäten auseinandersetzen. Als Autor*innen und Designer können wir sie selber schaffen. Zusammen mit dem Netzwerk Kunst+Politik wollen wir einen Grundstein legen, auf dem Glitter um Glitter aufgebaut werden kann. Für die erste Gala der queeren Gedankenspielerei konnten wir Lann Hornscheidt, Antje Strubel und Tobias Urech als Gäste gewinnen. (Wer zu einem der nächsten Hefte beitragen möchte, findet im Impressum unsere Kontaktangaben.)

Strubel ist eine der wenigen Autor*innen, die mit ihrem Schreiben ungeniert heteronormative Muster verlässt. Und ihr scheint mit Leichtigkeit zu gelingen, womit die meisten deutschsprachigen Autor*innen kämpfen: literarisch anspruchsvolle und vielschichtige Liebes- und Sexszenen zu schreiben.

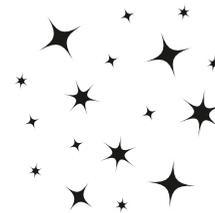
Prof.ecs Hornscheidt ist der breiten Öffentlichkeit mit dem Vorschlag bekannt geworden, ausschliesslich männliche oder weibliche Pronomen sowie Endungen mit dem Buchstaben „x“ (bzw. mit der Silbe „ecs“) zu ersetzen. Für Glitter legt Hornscheidt mit einem Essay ein weiteres Sprachbild nach, das herkömmliche Denkmuster zu sprengen vermag: „Nahbeziehungen“.

Der Aktivist Tobias Urech schliesslich zieht den Bogen in die 1930-Jahre. Achtung Clickbait: Aus dieser Zeit hat er eine Zeitschrift und eine Kurzgeschichte ausgegraben, die mensch im damaligen Zürich kaum erwartet hätte...

DONAT BLUM ↪ Dem deutschsprachigen Raum fehlt es weitgehend an queerer Literatur. Wo es sie gibt, ist sie kaum sichtbar. Dabei bieten doch gerade die Intimität des Lesens und die Nähe, die zu literarischen Figuren entstehen kann, die einzigartige Möglichkeit, sich in unbekanntere Lebensweisen einzufühlen und Visionen ausserhalb traditioneller Rollenbilder zu entwickeln.

IVONA BRDJANOVIC ↪ Geschichten sollten sich wie ein Fluss mit unzähligen Zuläufen aus den Besonderheiten und Geschehnissen unseres Zeitalters lesen lassen und sie sollten die vielseitigen Merkmale unseres Zeitalters widerspiegeln, egal ob diese uns nun euphorisieren, verblüffen oder bestürzen. Mit diesem Vorhaben namens GLITTER wollen wir polyfone Entdeckungen ermöglichen. Entdeckungen, die keinesfalls nur die Benachteiligungsstrukturen aufzeigen, sondern unseren Leser*innen eine vielseitige Aussicht auf sprachliche, historische, wissenschaftliche und vor allem inhaltliche Anliegen bieten.

HUY DO ↪



Antje Rávic Strubel wurde 1974 in Potsdam in der ehemaligen DDR geboren. Der Mittelname Rávic ist frei erfunden. Strubel hat acht Romane veröffentlicht, wurde unter anderem an den Klagenfurter Literaturtagen ausgezeichnet, hat am Deutschen Literaturinstitut gelehrt und eine Gebrauchsanweisung für ihr Sehnsuchtsland Schweden geschrieben.

Sie ist eine *Meisterin der Verdichtung von Körpern, Sex und Natur*, schreibt **DIE ZEIT** über Strubel. Die Kurzgeschichte **INEZ SCHLÄFT** ist ein Beleg dafür.

INEZ SCHLÄFT

Antje Rávic Strubel

Ich hoffe, sie träumt und ihr ist nicht mehr schlecht, und das Zittern hat aufgehört. Sie liegt auf der Seite, eine Hand abgeknickt unter dem Kinn, das lange Haar schön auf ihrem Gesicht, eine feine Decke.

Ich sitze draußen unter der Kiefer, es ist Sommer, Zikaden im Gras, es ist die einzige Kiefer im Garten, ein Grundstück, das wir gemietet haben, kleiner Bungalow, Hollywoodschaukel, Grill, was man so braucht zum Urlaubmachen. Der Mond scheint durch die Zweige, beleuchtet das Gras, silberne Spitzen.

Inez schläft. Ich habe fünf Stunden. Und wenn sie erwacht, dann sollen nicht die Bäume anders aussehen und die Straße, der Sand aschfarben, die Sonne leer.

Getrunken haben wir genug. Wir haben soviel getrunken, dass es bis zum Ende des Sommers reicht. Wir haben getrunken, als wären wir halbtot vor Durst, als kämen wir gerade aus der Wüste. Wenn man vier Wochen hier draußen ist mit nichts als Sandboden und Schotterwegen und dem Kies, den sie vor die Einfahrten geschüttet haben, ist das Verlangen groß. Das Verlangen, unter Leuten zu sein, das Verlangen nach einem Drink und das andere Verlangen, um das es später am Abend ging.

Es war eine lausige Fahrt gewesen. Schon die abrupt einbrechende Dämmerung, dieses schnell stürzende Licht, hätte uns aufmerksam machen sollen. Die Sonne war in einem

Band aus Gewitterwolken verschwunden. Wolken türmten sich über der Straße. Es war eine der Nächte, in denen an den Alleerändern Tiere zu sehen sind, gelbe Augen, gleißendes Fell, der Sturm treibt sie raus. Aber Inez hatte mit ihrem Make-up zu tun, wofür sie den Rückspiegel benutzte.

Die Bar war am Potsdamer Platz. Irgendein Filmpreis wurde verliehen, ich habe mich nie besonders dafür interessiert. Man hatte ein Fernsehgerät aufgebaut, die Verleihung wurde übertragen, eine blonde Schauspielerin bekam eine Trophäe; eine mit einem goldenen Schal umwickelte goldene Frau.

Inez setzte sich so, dass sie den Bildschirm sehen konnte. Hier draußen haben wir keinen Fernseher. Wir machen Lagerfeuer und schauen uns Sternschnuppen an. Seit meiner Kindheit verbringe ich den Sommer am liebsten im Freien. Inez braucht die Stadt und die Bars und die grellen Abwechslungen, aber es gefällt ihr, dass es mit mir anders ist. Ihren Stil behält sie bei. Sie lebt mit ihrem Chic aus der Stadt, sie hat sich eine Lady-Notausrüstung zugelegt. Sie läuft zwar nicht in ihren Edelanzügen herum, sie trägt keine Absätze, aber wenn sie zum Beerenpflücken in kurzen Hosen in den Garten geht, müssen es teure sein. Oder sie wickelt sich Stoff um die Hüfte zu einem Rock, den sie mit Bändern vor dem Bauch verschnürt. Selbst, wenn sie Kresse schneidet, trägt sie Lippenstift, während ich am liebsten in meinem weiten Hemd und Bluejeans bin mit Spuren vom Holzhacken und Rasenmähen, und mein Haar, sagt sie, rieche immer nach Rauch.

Sie steht hinter mir und legt ihren Kopf an meinen Rücken. Ihre Hände suchen meine. Wie aus Versehen streift sie meine Handrücken entlang, fährt mit den Fingerspitzen die Unterarme hinauf.

– WEISST DU EIGENTLICH, WIE SEXY DU BIST?

Sie schiebt die Hände unter mein Hemd, sie fährt mir sanft über den Bauch. Ihre Stimme hat sie mit Absicht drei Töne tiefer gemacht.

– UND STARK.

Sie riecht an meinen Haaren.

– WO HABEN SIE DIR DAS BEIGEBRACHT?

Wenn es so anfängt, trägt sie ihren schwarzen BH. Sie geht ins Haus, beiläufig, als hätte sie etwas vergessen, und kommt zurück in einem engen Rock und diesem Spitzen-BH, und schon das Umkleiden hat sie erregt.

Ich trage nur ein Muskelshirt. Sie zieht mit ihren Fingern die Umrisse nach, drückt die Fingerkuppen in den Stoff.

– DU RIECHST GUT, SO RAU UND NACH WALD.

Sie drückt sich an mich, sie lacht.

Wir machen das oft, wir machen es so oder anders jeden Tag, und mit dem Wind auf der nackten Haut und in der Sonne fühlt es sich wie betrunkenes Träumen an.

Ich liebe es, ihr den Rock hochzuschieben, langsam. Ich dränge sie heftig gegen die Schuppenwand, halte sie mit meinem ganzen Gewicht, und wenn sie versucht, sich loszumachen, greife ich nach ihren Handgelenken und halte sie fest.

– DU MUSST LERNEN, MIR ZU GEHORCHEN, BABY.

Das flüstere ich und lasse den Rock wieder fallen, nur, um dasselbe noch einmal zu tun, unter den Saum zu greifen und den Stoff über die nackte, sommerwarme Haut hochzuschieben. Sie legt ihren Kopf zurück an die Schuppenwand. Das Haar löst sich. Sie drängt ihren Unterleib gegen mich, ihr Slip ist verrutscht.

Es ist ein Spiel, wir wissen beide, dass sie nicht so leicht zu haben ist, auch wenn sie nass wird unter meiner Hand beim Vortäuschen der Angst, dass man sie sehen könnte, halbnackt und aufgelöst am Schuppen, der aufs Nachbargrundstück zeigt, eine Entblößung, die uns beiden gefällt.

– BITTE,

flüstert sie.

– NICHT HIER.

– NEIN?

Ich lege mit einer schnellen, harten Bewegung ihre Brüste frei, sie stöhnt.

– WIESO NICHT HIER, ES GEFÄLLT DIR DOCH.

Ich nehme mir ihre Brüste, sie sind meins. Ich lasse Inez spüren, dass sie unter meinen Händen kein Recht mehr auf ihren Körper hat.

– ZEIG MIR, DASS ES DIR GEFÄLLT.

Sie macht meine Hose auf. Sie greift in den Schlitz und massiert mich, während sie in die Knie geht, ihre gespreizten Beine streifen an meinen entlang, die schwarze Spitze. Sie nimmt den Schwanz, den ich nicht habe, in den Mund. Aber solange es sich so anfühlt, finden wir, dass man es sich auch so vorstellen kann. Falls etwas schief geht, falls wir einander missverstehen, fangen wir noch einmal von vorne an.

Mit dem Mond über der Kiefer, im beirrenden Gesang der Zikaden kommt die Angst. Ich habe Angst, sie wacht auf, und der Rasen, die Buchsbäume am Zaun, die Straße und ich sehen anders aus.

Die Bar war leer. Ein paar Teenager ließen eine Tüte herumgehen, dann warf der Barkeeper sie raus. Erst gegen zehn kamen Leute, Filmtypen, das war ihnen anzusehen, sie trugen Anzüge und Turnschuhe, die meisten hatten Basecaps auf und nachlässig gestylte Frisuren. Sie bestellten Champagner, Eiskübel wurden gebracht. Sie besetzten den hinteren Teil der Bar, später kamen die Frauen.

Es waren Frauen, die sich bis ins Dekolleté schminkten, bei denen das Dekolleté wie verwachst aussah. Ihre Lippen glänzten, als hätten sie sie in Tortenguss getaucht. Es waren Frauen, die ihre Körper so großflächig dem Rauch der Bars, den Blicken und Berührungen

aussetzten, dass die Haut die Schutzfunktion von Stoff übernommen zu haben schien und grob und robust geworden war. Frauen, die alles an natürlichem Stil verloren hatten.

Inez lächelte mich an.

– REIZT DICH EINE?

Sie trug an diesem Abend ein hochgeschlossenes, ärmelloses Kleid. Neben ihr wirkten die Frauen wie eine Armee.

– NICHT MAL EIN SCHUH.

Wir tanzten. Die Tanzfläche lag abgedunkelt hinter einem Alkoven. Sie griff nach meiner Hüfte, lockerte den Gürtel, zog an meinem Hemd, bis es liderlich aus der Hose hing. Wenn es so anfang, wurde ihr Kleid zu einem bodenlangen Cape und ihr Haar das eines Adligen um achtzehnhundert. Sie trug Lederhandschuhe, die bis zu den Ellbogen reichten. Mit einer Hand griff sie mein Kinn und drehte meinen Kopf in die Richtung, in der sie ihn haben wollte. Mein Hals lag frei. Gelangweilt fuhr sie mit dem Zeigefinger meine Halsschlagader hinab.

– DU WIRST MIR HEUTE NACHT ZU DIENSTEN SEIN.

Wenn es so anfang, beugte ich ein Knie und begann, ihre behandschuhten Finger zu lecken.

– SACHTE, MEIN KIND.

Sie entzog mir die Hand.

– WIR WOLLEN ERSTMAL SEHEN, WAS DU UNTER DEINEM MIEDER ANZUBIETEN HAST.

Mein Mieder war ein Sport-BH, auch das änderte sich. Sie holte eine kurze Peitsche aus den Weiten ihres Capes und drückte mir das Ende auf die Brust. Sie ließ den ersten Knopf springen. Den zweiten.

– VERDAMMT, WAS HABEN WIR DENN DA?

– VERDAMMT HAT MAN DAMALS NICHT GESAGT,

flüsterte ich.

– WENN DU AUFMUCKST, MUSS ICH DICH BESTRAFEN.

– AUFMUCKEN AUCH NICHT,

sagte ich.

Sie drückte mir das Ende der Peitsche hart unters Kinn.

– WILLST DU MICH BELEHREN, DU NICHTSNUTZIGES, KLEINES, DU KLEINES...

– LUDER,

sagte ich.

– GENAU. WEISST DU, WAS ICH MIT DIR MACHE?,

flüsterte sie.

– WAS ICH JETZT MIT DIR MACHEN WERDE HIER MITTEN IM, MITTEN IM...

– HEU,

sagte ich.

– GENAU. MITTEN IM HEU.

Sie ließ die Peitsche über meine Wange gleiten.

– ZEIT, EIN BRAVES KIND AUS DIR ZU MACHEN.

Und das tat sie, und zwischendurch dachte ich, dass man uns im Spiegel von der Bar aus sehen konnte. Ich jedenfalls sah ihre Köpfe, aber das vergaß ich dann.

Als wir an die Bar zurückkamen, machten die Filmleute viel Lärm um ein Projekt, das sie planten. Sie nahmen keine Notiz von uns. Erst, als einer der Männer zu uns herüberlangte und nach unserer Wasserflasche griff, traf mich ein Blick. Er schenkte reihum seinen Leuten ein und schob die leere Flasche beiseite.

Inez sah ihn an. Dann stand sie auf. Sie berührte den Mann an der Schulter.

– NETT, DASS SIE FRAGEN,

sagte sie ihm ins Ohr, aber laut genug für die anderen.

– WIR HÄTTEN GERN NOCH EINE FLASCHE WASSER, NACHDEM SIE UNSERE AUSGETRUNKEN HABEN. UND EINE FLASCHE CHAMPAGNER ALS WIEDERGUTMACHUNG AUCH.

– WAS'N? GLEICH SO ANGEPIST?

Der Typ drehte sich um.

– ICH BIN HIER DER REGIEASSISTENT. ICH HAB DAS ALLES GEORDERT. UND DU WILLST UNS WEGEN SO'M SCHEISS DIE PARTY VERSAUEN?

Aber dann winkte er dem Kellner.

Ich höre die Nacht, diese Landschaft aus Tönen, die klingen, als würden sie im Verstärker verzerrt. Ich will nicht an das denken, was folgte, an die blonde Schauspielerin, die irgendwann aufgetaucht war.

Sie war später gekommen, die goldene Trophäe stand neben ihrem Glas. Wenn sie lachte, klang es schrill, und der Regieassistent strich immer mal wieder mechanisch über ihren Oberschenkel.

Ich wollte gehen. Es würde nichts passieren in dieser Nacht. Wir waren schon öfter so losgezogen, fiebrig, ungeduldig, aufgerieben und sehnsüchtig danach, weiter und tiefer zu gehen, eine Erfahrung zu machen, die noch aufreizender war, irgendeine Grenze zu überschreiben, vielleicht die zwischen uns, etwas zu erleben, das uns unwiderruflich verband, uns auslöschte als Einzelne, Inez und mich in eine gemeinsame Schwereelosigkeit brachte.

Jedesmal tranken wir dann zu viel.

Inez berührte meinen Arm. Wir blieben. Wir schenkten Champagner nach.

Später musste ich aufs Klo. Auch die blonde Schauspielerin war auf der Toilette und eine andere Frau, die ich zuvor nicht gesehen hatte. Sie standen vor den Waschbecken. Sie schauten mich an, beugten sich über den Seifenspender und kicherten. Als ich aus der Kabine kam, hatten sie sich vor meiner Tür postiert.

– GUCK MAL,

sagte die Blonde.

– IST SIE NICHT NIEDLICH?

Ihre Körper waren sehr nah und parfümiert.

– EIN KLEINER SCHATZ,

sagte die andere.

– WENN DU SO WAS IM BETT HÄTTEST, MÜSSTEST DU NICHT DAUERND ‘NE LINE ZIEHEN, UM DICH VON DIESEM TESTOSTERONPEGEL ZU ERHOLEN.

– ICH WETTE, DIE KLEINE HÄTTE NICHTS DAGEGEN,

sagte die Blonde.

– ACHIWO. DA IST DIE SOGAR SCHARF DRAUF. IHR WOLLT ES MAL MIT ‘NER RICHTIGEN FRAU MACHEN, STIMMTS, NICHT IMMER NUR MIT EURESGLEICHEN!

– SEID IHR BESOFFEN, ODER WAS?

Die Blonde fing an zu kichern.

– SAGS IHR LISSI, SAGS IHR. WIR SIND NUR AUF KOKS. WIR SIND IMMER NUR AUF KOKS, NICHT BESOFFEN, WAS EIN UNTERSCHIED IST. ODER, LISSI?

– KLAR,

sagte Lissi.

– DER UNTERSCHIED IST, DASS MAN AUF KOKS DRAUF IST. WÄHREND BESOFFEN NUR MÜDE MACHT.

Sie drängten mich in die Kabine zurück.

– WAS SOLL DAS? LASST MICH RAUS.

– SIE WILL NICHT, LISSI, HAST DU GEHÖRT? SIE WILL RAUS,

sagte die Blonde.

– LISSI, WENN SIE RAUS WILL, WAS MACHEN WIR DA?

Die Kabine roch nach ihrem stickigen Parfüm, nach Körperausdünstungen, Puff.

– WIR SAGEN IHR, SIE SOLL LIEB SEIN. UND WENN SIE NICHT LIEB IST...

Sie hatten mich zwischen sich, und auf einmal spürte ich, wie mir die Arme nach hinten hochgerissen wurden. Es war ein stechender Schmerz in den Schultern.

– ICH MEINE, DU STEHST DOCH AUF FRAUEN, ODER NICHT?

Ich stand mit dem Kopf vornübergebeugt.

– ODER GEFÄLLT DIR MEINE FREUNDIN NICHT? BIST DU EINE VON DEN WÄHLERISCHEN?

– SPINNT IHR?

Lissi kam nah an mein Gesicht.

– ICH HAB DICH VORHIN RUMMACHEN SEHEN. ALSO. ES GEFÄLLT DIR DOCH.

Die Blonde stellte einen Fuß auf die Klobrille. Sie zog ihren Rock hoch.

– LISSI, FRAG SIE, WIE ES WEITERGEHT, WAS SOLL ICH MACHEN?

– ABHAUEN,

sagte ich,

– BEVOR ICH BEISSE.

– DAS WIRST DU NICHT.

Lissi drückte meine Arme höher. Sie war nicht besonders stark, sie hatte nur diesen Griff, der mich total bewegungslos machte, wahrscheinlich vom Kampfsport.

– ICH SCHLAGE VOR, MEINE FREUNDIN ZIEHT IHREN SLIP RUNTER. ODER? WAS SAGT DIE EXPERTIN?

– VERDAMMT, LISSI, WAS SOLL DAS? ICH ZIEH MICH DOCH VOR DER NICHT AUS, LISSI, DAS WAR NICHT SO GEMEINT,

sagte die Blonde weinerlich,

– DAS WAR EIN WITZ. ICH WEISS NICHT, WARUM DU DIESE SCHEISSE IMMER MIT MIR MACHST!

Dann kicherte sie.

– ABER STELL DIR VOR, DER WÜRDE DAS SEHEN. DAS WÄR GEIL, ODER, LISSI? WENN DER SEHEN WÜRDE, WIE DIE KLEINE HIER EINEN STEIFEN KRIEGT, WEGEN MIR, LISSI, WEGEN MIR, ICH HAB SCHLIESSLICH DIESE VERDAMMTE LOLA BEKOMMEN, DANN KÖNNTE ICH DIE SCHEISSER-NIEDRIGUNG GLATTVERGESSEN.

– DEIN SCHEISSTYP. DER HAT DIR NUR NICHT GRATULIERT, WEIL ER SICH VOR NEID EINGEPISST HAT. DER NUTZT DICH AUS, MERKST DU DAS NICHT. ALSO LOS, ZIEH IHN RUNTER. DIE KLEINE KOMMT NICHT RAN.

– ICH VERKLAGE EUCH,
sagte ich.

– SPÄTER,
sagte Lissi.

– JETZT MACHST DU ERSTMAL SCHÖN, WAS WIR DIR SAGEN.
Sie stellte einen Absatz ihrer Highheels auf meinen Schuh, bohrte ihn in das dünne Leder.

– ALSO, WAS MACHST DU?
Ich bekam keine Luft.

– ICH HÖRE NICHTS.
– WAS IHR SAGT.
Ich keuchte. Es tat richtig weh.

– NA ALSO. HAST DU GEHÖRT, SIE WILL BRAV SEIN.
Meine Handgelenke wurden taub. Die Blonde zog ihren Slip runter.

– UND JETZT, LISSI, WAS JETZT?
Als ich zurückkam, saß Inez an der Bar wie zuvor. Sie nahm mein Gesicht in die Hände.

– WAS IST LOS? WIESO HAST DU SO LANGE GEBRAUCHT?
Sie wollte mich küssen.

– NICHT.
Ich zuckte zurück.

– WIE SIEHST DU ÜBERHAUPT AUS?
Sie sah mich an.

– WAS HAST DU SO LANGE DA GEMACHT?
– ICH HABE EINE EINFÜHRUNG INS KOKSEN GEKRIEGT.
– AHA. UND IM ERNST?
Ich sagte nichts.

– ICH DACHTE, DIESE FRAUEN WÄREN NICHTS FÜR DICH.
– DAS STIMMT AUCH.
– UND DA FÄNGST DU AN, MIT IHNEN ZU KOKSEN? IST DIR NICHT GUT BEKOMMEN.
Sie legte mir eine Hand an die Wange, aber auch von ihrer Hand rückte ich ab.

– OKAY,
sagte sie.

– LASS UNS GEHEN. DAS MUSS ICH MIR NICHT ANTUN. NEIN, ICH FAHRE.
Sie nahm mir den Schlüssel weg.

Als wir aufs Grundstück kamen und aus dem Auto stiegen, zitterte sie. Sie sagte, das käme vom Alkohol, und ging ohne ein weiteres Wort ins Bett. Ich lag neben ihr, ich konnte nicht schlafen.

Jetzt warte ich darauf, dass es Morgen wird. Dann wird es Morgen. Erste Falter torkeln über das Gras.

Meine Füße sind starr. Tau liegt auf der Kabelrolle des Sprengers, auf der Verlängerungsschnur. Ich muss eingeschlafen sein. Mein Kopf lehnt am Stamm der Kiefer.

Ich kann nicht hineingehen, wenn Inez erwacht. Ich müsste ihr alles erzählen. Und dann sähen das Bett, ihr Kleid auf dem Stuhl und das Morgenlicht in ihren Augen anders aus. Inez würde mir nicht glauben. Das hat mit unserem Verlangen zu tun, mit diesem Drang, an Grenzen zu gehen. Inez wird denken, ich hätte die Situation provoziert. Ich hätte es so gewollt. Aber das ist es nicht. Wäre es so, wäre mir nie klar geworden, woran es liegt, dass dieses Verlangen, das wir haben, Inez und ich, nicht zu stillen ist. Wir sind nie an eine Grenze gegangen. Wir können nicht an eine Grenze gehen, solange wir in einer Rolle sind, in unserem Spiel.

Das Spiel ist für mich zu Ende seit der Erfahrung gestern nacht. Eine Erfahrung, die uns, Inez und mich, unwiderruflich trennt.

Frühe Sonne steht hinter den Birken. Eine Motorsäge springt an. Ich stehe auf. Ich werde Frühstück machen. Kiwis, Eier, aufgebackene Brötchen, Saft. Ich bringe ihr das Frühstück ans Bett. Ich werde mich zu ihr unter die Decke legen, ich werde an ihr sein. Ich werde sie streicheln, das Licht steigt höher über ihr Gesicht, und sie wird in einen langsamen Orgasmus hinein wach.

Eine Ruhe wird über dem Sand liegen und über dem Garten, über Bungalow und Straße. Und wir werden vielleicht nach langer Zeit zum ersten Mal wieder jede in ihrem eigenen Körper sein •

Ivona Brdjanovic, geboren in Bosnien und Herzwegowina, lebt seit 1991 in Zürich. Sie studierte Umweltingenieurwesen und am Schweizerischen Literaturinstitut in Biel. Sie schreibt Prosa und fürs Theater und ist Mitveranstalterin der Lesereihe Teppich. Für ihr Romanprojekt GRAD erhielt sie einen Werkbeitrag des Kanton Zürich.

Für **GLITTER** schafft Brdjanovic mit drei Kurzgeschichten Momentaufnahmen zwischen einem Hier und Dort. Die Distanz der Befremdlichkeit erlaubt der Erzählerin und ihren Protagonistinnen besonders präzise Beobachtungen, die uns durch die poetische Sprache und Verhaftung in einer gegenwärtigen Realität direkt betreffen.

ELISABETH

Es gab diese andere Welt, der ich mich nähern wollte. Die Welt, der anderen Mädchen, die zum Geburtstag einluden, die Welt der vollgestopften Bücherregale. Mädchen, die mit großen Autos abgeholt wurden und in den Pausen geschnittene Obststücke aus Tupperware kauten. Mit Vätern, die Koffer mit sich trugen und aus den Straßenbahnen stiegen. Ihre Zurückhaltung, obwohl sie immer in der ersten Reihe saßen, machte mich wütend. Ich saß in der hintersten Reihe und bekam nur die Hälfte mit. Aber vielleicht hatte ich schon damals Schlafstörungen, weil mir das Brummen des Tiefkühlers meiner Großmutter fehlte, immer war da diese aufgeräumte Stille in diesem verregneten Land.

Eines Tages war ich bei einem dieser Mädchen eingeladen, Elisabeth Hess. Das Mädchen, das von einem zweiten Stockwerk erzählte. Die versteckten Kammern einer Elternwelt, in der ich mir alles Denkbare vorstellte. Verschlussene Holzkisten mit geschnitzten Mustern, Drachenschädel oder magische Ringe. Wir kamen an in ihrem riesigen Wohnzimmer mit den hohen Wänden. Die weissblonden Köpfe ihrer Geschwister Manuel und Jacqueline sprangen hoch. Die Älteren waren da! Die Eltern saßen in der Küche. Ich hatte Elisabeth dreißig Mal gefragt, ob ich wirklich mitkommen dürfe, ob sie vorher nicht fragen müsse. Elisabeth verschwand kurz und Jacqueline fragte mich, ob ich steppen könne.

Nein, du etwa?

Ja.

Sie zog sich gleich ihre Steppschuhe an, eine Mischung aus Ballettschuhen und Lackschuhen mit einer Schnalle aus denen ihre Socken hervorquollen und dann steppte sie. Sie konnte offenbar nur einen Takt, die immer gleiche Bewegung. Sie steppte und ich wusste nicht, was ich mit meinen Händen machen sollte oder mit meinem Gesicht, also zwang ich mich zu einem Lächeln. Ich sah

zu ihren Eltern rüber, die in ein Gespräch vertieft waren. Manuel umklammerte eine Playmobilfigur, einen Piraten. Er steckte den Kopf in den Mund und biss zu. Jacqueline hielt kurz an, schnaufte einige Male durch und dann steppte sie wieder los, jetzt lächelte sie, ein breites Lächeln.

Bravo, Jacqueline!, riefen die Eltern und klatschten, dann hörte Jacqueline auf. Elisabeth kam zurück und ihr Vater fragte sie, ob sie gestern noch Geige geübt habe. Sie nickte.

Dann spiel mir jetzt etwas vor.

Ich habe Besuch.

Der Vater sah mich an.

Stört es dich, wenn Elisabeth uns etwas vorspielt?

Ich sah Elisabeth an, ich konnte nichts aus ihrem Gesicht rauslesen.

Nein, sagte ich und nickte.

Elisabeth nahm ihre Geige aus dem Koffer und ihre Geschwister setzten sich auf die Couch. Der nassgeleckte Pirat lag auf dem Boden und tropfte aus dem Kopf. Sie spielte einige Töne, Wiederholungen, kurz schrie das Instrument schrill auf, aber mit jeder Wiederholung und dem Schwung wurde sie besser. Ihr Gesicht schlief auf der Geige und ich wollte meinen Kopf auf die Holzkiste neben sie legen. Der Vater unterbrach sie mit einem Klatschen.

Wunderbar! Bravo, er klopfte ihr auf die Schulter. **Bravo, Jacqueline, bravo, Elisabeth. Künstlerinnen! Wundervoll, nicht?**

Elisabeths Mutter tauchte hinter den Küchenmöbeln auf und hielt eine Pfanne in der Hand.

Ja! Bravo.

Magst du deinen Hot Dog mit Ketchup oder Senf?, fragte sie mich und legte die Pfanne auf die Platte. Ich nickte und sah zu Elisabeth rüber. Sie packte ihre Geige zurück in den Koffer und sah mich an. Ich schüttelte automatisch den Kopf, weil ich noch nie einen Hot Dog gegessen hatte.

Mit Ketchup, schrie Jacqueline.

Keschup, Keschup, Keschaaaa, schrie Manuel.

Beim nächsten Mal waren wir allein, ohne Eltern. Es war bewölkt und regnerisch draußen, wir lagen im Wohnzimmer auf dem Boden. Sie hatten eine riesige Musikanlage, tiefschwarz und mit Lautsprechern, die mir bis zur Brust reichten. Wir hatten vergessen das Licht anzuschalten, die Dunkelheit hatte sich unbemerkt über das Haus gelegt. Wir hörten uns Musik an, sie zeigte mir ihr liebstes Lied. Ein klassisches Lied, vielleicht auch, weil ich vorher gesagt hatte, dass ich nichts über klassische Musik wisse und sie daher nicht mag. Wir lagen da, hörten zu und schwiegen.

Stimmt es, dass du Flüchtling bist?

Ich stand auf und sah die springenden Lichter in der Musikanlage, die zur Melodie wackelten.

Wer sagt das? fragte ich.

Meine Eltern sagen, dass Menschen aus Bosnien hier Flüchtlinge sind.

Ich zupfte am Teppich, obwohl sich keine Faser löste.

Nein, sagte ich, **wir sind keine Flüchtlinge, meine Mutter arbeitet hier.**

Darios Mutter arbeitet auch, sagte sie, **sie putzt das Haus von Thomas Eltern.**

Ich schwieg.

Dein Stiefvater arbeitet doch nicht, oder? fragte sie mich.

Er findet bald etwas, sagte ich.

Hast du dich nie gefragt, wie es wäre, wenn du noch dort wärst?

Nein, ich bin hier und dort ist nichts mehr so wie es war.

Elisabeth nickte, dann stand sie auf und ging zur Toilette. Ich ging zur Musikanlage und drückte den Open-Knopf. Die CD schwebte mir in einer Schublade entgegen. Ich nahm sie in die Hand und bog sie mit meiner ganzen Kraft, bis sie mit einem Knacken in zwei Hälften zersprang. Dann legte ich sie zurück in die Hülle, klappte sie zu und legte sie irgendwo ins CD-Regal. Elisabeth kam zurück aus der Toilette und fragte mich, ob ich noch was machen wolle, ich schüttelte den Kopf.

Ich muss nach Hause, Nachtessen, sagte ich.

Als ich meine Jacke angezogen hatte, sah ich die Steppschuhe ihrer Schwester auf dem Boden neben dem Geigenkoffer liegen. Eine Straßenlaterne spiegelte sich im linken Schuh, wie das Kuller-
auge eines Singvogels.

Flüchtlinge sind anders, sagte ich, meine Mutter wurde hier eingeladen zum Arbeiten. Flüchtlinge dürfen nicht bleiben, sie wollen nicht hier sein.

Sie nickte.

Meine Eltern haben gesagt, dass alle gleich sind. Flüchtlinge, du, ich.

Meine Eltern sagen das Gegenteil, sagte ich, und ging •

PAUL

Nach vier dampfend heißen Tagen war immer noch keine Wolke zu sehen. Die Leute im Dorf sassen unter improvisierten Dächern, schlugen sich die Insekten von den Extremitäten und ihre ärmello-
se Bekleidung sog sich mit Schweiß voll.

Ich lief über eine Wiese, die mir alle möglichen Gerüche unter die Nase rieb. Kurz dachte ich, dass ich zurückkehren sollte in die beruhigende Luft des menschenleeren Einkaufszentrums, das wie ein Kompromiss genau zwischen den zwei identischen Dörfern lag. Dann kreuzte meinen Weg eine auffällig drahtige Katze, ihr Blick war besessen, grimmig und allwissend. Sie war weiss und mit braun-grau getigerten Flecken. Sie folgte mir, wahrscheinlich wollte sie zum Fluss oder ins Dorf, das mit seinen ziegelsteinentblö-
sten Häusern vor uns lag. Sogar die Kirche des Heiligen Vasilije war hier unverhüllt und orange.

Ich erreichte endlich die Brücke, die keinen Namen trug und sah run-
ter zum Fluss. Die Bosna, von der man mir bereits in meiner Kindheit erzählte, sie sei verseucht und verpestet, man könne sich in ihr die Gelbsucht holen. Die Katze lief zum Ufer und jagte Insekten. Die Bos-
na zog mich immer wieder runter, zu sich, in ihre Abgründe. In diesem matt belegtem Land, kriegsverwundet und gekränkt in diesem ländli-
chen Sommermuff, wollte ich mich nur noch den finsternen Gedanken hingeben. Staubige Strassen, die glanzlos angelaufenen Menschen, die beklemmende Dumpfheit des Dorflebens und dann dachte ich an die westlich dekadenten Annehmlichkeiten, alles greifbar. Diese seltsamen Provinzen mit ihrem geistlosen Ethnokomfort, Hauptsache eine Kirche in der Dorfmitte und im Nachbardorf gleich nochmal eine, die Wichtigkeit von religiösem Irrsinn und die aufdringlich protzende Männlichkeit. Meine Augen blieben am schlamm-braunen Ufer haften und ich entriss mich der Strömung meiner Gedanken, als die Katze plötzlich ins Wasser und gleich wieder zurück sprang.

Auf der Brüstung stand aufwändig gross und in schwarzer Schrift geschrieben: PAUL JE PEDER!!! Paul ist schwul. Wer heisst schon Paul im tiefsten Bosnien, dachte ich mir. Meine Stirn, mein Nacken, mein Rücken, alles schwitzte, als ich endlich die Gleise überquerte. Gleise, die voll bewachsen waren, die man kaum mehr erkannte. Meine Grosstante wohnte gleich beim alten Bahnhof, von dem nur eine Ruine und diese Gleise übriggeblieben waren. Ihr Mann war hier verantwortlich regelmässig die Weichen zu stellen. Oft war er so betrunken, dass es seine Kinder für ihn tun mussten, und hatten sie es manchmal vergessen, dann schlug er meine Grosstante, ihren Sohn, aber niemals die Tochter. Er war schon länger tot und meine Grosstante teilte der ganzen Familie mit, dass sie kein Grab neben ihm wolle, wenn es dann mit ihr soweit sei, dabei bekreuzigte sie sich drei Mal und sah zum Himmel hoch. Sie wollte, dass man ihr einen Platz freihält neben ihrer Schwester.

Meine Grosstante sass im Garten und winkte mir zu und lachte. Ich setzte mich zu ihr und sie fragte mich, ob ich einen Kaffee wolle.

Ich koche, sagte ich.

Dann erzählte ich ihr von dem Satz auf der Brücke, weil er mich verfolgte, weil mich hier immer alles verfolgte.

Paul, sagte ich, **wer ist Paul?**

Paul ist Nenad, ein alter Mann, aus dem Dorf.

Warum Paul?

Weil er mal so hübsch war wie Paul Newman.

Ich lachte.

Paul hat nie geheiratet. Unverheiratete Männer werden irgendwann verrückt, sagte sie, hob ihren rechten Zeigefinger und tippte ihn gegen meine nasse Stirn •

MIRJANA

Die Nacht tauchte die grauen Gebäude von Novi Beograd in Schwarz und ließ diesen Stadtteil noch zerbrechlicher aussehen. Ein Irrgarten aus identischen Blöcken. Durch das Busfenster malte ich mit meinem Finger Risse in die Fassaden und wischte sie wieder weg.

Ich sprang durch die schwer atmende Tür auf die Strasse. Ich wollte zu meiner Tante. Ich wartete darauf, dass sich auf der dreispurigen Straße eine Lücke auftat.

Meine Kopfhörer hingen aus der Jacke wie zwei vergessene Kirschen. Als ich sie in meine Ohren stecken wollte, stupste mich jemand von hinten an: Ob ich ihr nicht mein Mobiltelefon leihen könne? Ich drehte mich um und sah eine Frau. Es sei wichtig, sagte sie, sie müsse dringend jemanden anrufen.

Ihre Haare hatte sie planlos nach hinten gebunden, einige Strähnen fielen ihr ins Gesicht, andere hingen seitlich runter. Die Lichter der vorbeifahrenden Autos bildeten kleine Punkte auf ihrer glänzenden Jacke. Die Schminke in ihrem Gesicht war verschmiert, an den Wimpern hingen kleine schwarze Bröckchen. Ich zögerte einen Augenblick, gab ihr dann kommentarlos mein Mobiltelefon. Sie wählte eine Nummer und entfernte sich fünf Schritte. Durch den Straßenlärm hindurch hörte ich sie telefonieren:

Ich bin es. Kannst du mich abholen? Bitte?! Hallo? Hörst du mich?

Sie betrachtete den Monitor, bis das schwache Licht verlosch. Sie kam auf mich zu und gab mir mein Handy zurück.

Ist alles in Ordnung? fragte ich. Mehr aus Anstand, als aus echter Neugier.

Ich habe mir nur ein Taxi gerufen, sagte sie, **es fährt kein Bus mehr nach Karaburma. Du bist wohl nicht von hier?**

Woher weißt du das?, fragte ich.

Dein Handy. Deutsch, sie klopfte mit dem Nagel gegen das Display. Ich nickte.

Schön für dich, sagte sie. Ich zuckte mit den Schultern. Sie bedankte sich und ging in Richtung der Altstadt davon.

Als ich beim Block meiner Tante Mirjana um die Ecke bog, erblickte ich einen bärtigen Mann mit Plastiksäcken, der in den Abfallcontainern wühlte. Ich spürte die Vibration in meiner Hosentasche und blieb stehen. *Unbekannter Teilnehmer* stand auf dem Display. Ich befreite das Handy von seinen Erschütterungen und drückte die grüne Taste.

Wer ist da?, fragte mich eine männliche Stimme auf Serbisch. Die Stimme klang nett und sanft. Sie passte nicht zu jemandem, der andere Menschen zum Weinen bringt.

Sie ist nicht mehr da, sagte ich.

Und wer bist du?, fragte er. In seiner Stimme war etwas Belustigendes, wie wenn er mit einem Kind sprechen würde, das sich in den unendlichen Weiten der Regale eines Einkaufszentrums verirrt hat. Der Alte an den Container nahm ein Zeitungen raus und hielt sie so, dass Licht auf sie fiel. Er schüttelte den Kopf und schmiss sie zurück in den Müll.

Sie hatte sich mein Handy geliehen, sagte ich.

Du bist nicht von hier, sagte der unbekannte Teilnehmer. **Woher kommst du?**

Aus dem Westen!, sagte ich und legte auf.

An einem Laternenpfosten klebte die Todesanzeige meines Onkels, wahrscheinlich die letzte von vielen, die übrig geblieben war. Meine Tante hatte ein Foto dafür ausgesucht, das mein Onkel 1990 in einem Fotostudio hatte machen lassen.

Ich blickte zum Alten hinüber. Für einen Augenblick dachte ich, er hätte mir etwas zugerufen, doch da war nur das Geraschel, das er beim Wühlen verursachte.

Die Wohnung meiner Tante lag im achten Stock am Ende eines langen gefliesten Korridors. Ich ging ins Wohnzimmer, setzte mich auf die Couch und zündete mir eine Zigarette an. Nur das Klicken meines Feuerzeugs und das gelangweilte Dröhnen des Tiefkühlers, der vor sich hindöste, waren zu hören.

Die Stille ermüdete mich, ich schaltete den Fernseher ein. Ein Politiker gestikulerte, als ob er mit Dartpfeilen auf die Kamera zielte, ich schaltete um und blieb bei einer Sendung über schwer erziehbare Hunde hängen. Ein Pudel biss Löcher in alles Denkbare, es folgten Nahaufnahmen von Kissen, Decken, Kochschürzen. Seine Besitzerin steckte ihren Finger durch eine Socke und wackelte mit der Fingerkuppe. Mein Handy vibrierte. Ich ließ es lange klingeln, bis ich das Gespräch annahm.

Wir wurden vorhin unterbrochen, sagte er.

Ich habe aufgelegt. Ich wäre gerne lauter geworden, doch ich war nicht sicher, ob meine Tante bereits schlief.

Warum hast du aufgelegt?, fragte er. **Du kennst mich überhaupt nicht und hast keine Ahnung, was für eine sie ist.**

Dann wurde er leiser: **Ich könnte ja vorbeikommen, damit wir uns kennenlernen.**

Sie hatte sich mein Handy geliehen und dann war sie wieder weg.

Ich weiß nichts über euch. Es interessiert mich auch nicht.

Ich weiß, woher sie mich angerufen hat, sagte er.

Ein schwererziehbarer Hund bellte einen anderen an. Seine Besitzerin riss ihn weg und strangulierte ihn fast.

Hattest du keine Angst, dass sie dir dein Handy klaut?

Überhaupt nicht, sagte ich.

Du lügst doch. Bist du allein?

Ich hielt das Handy zum Fernseher, machte etwas lauter, bis das Gebell und das Knurren des Hundes aufhörten, dann unterbrach ich die Verbindung und schmiss das Telefon aufs Sofa. Ich sah zum Regal mit den Kristallgläsern, sie nahmen die Farbe des Monitors an, dann zu meinem Handy, das abgelöscht dalag. Meine Tante stand plötzlich im Wohnzimmer. Sie trug einen schwarzen langen Rock und eine schwarze Bluse, ihre Haare waren hinten plattgedrückt. Sie blickte mich mit einem erzwungenen Lächeln an. Ich stellte den Fernseher leiser.

Es tut mir leid, dass ich dich geweckt habe, sagte ich und stand auf, als wollte ich ihr etwas anbieten.

Ich habe nicht geschlafen, sagte sie. **Setz dich wieder.**

Ich setzte mich, schaute zum Fernseher, dann schaute ich wieder zu ihr.

Schwer erziehbare Hunde. Ich zeigte mit der Fernbedienung in der Hand zum Bildschirm. Sie nickte und ging in die Küche. Ich hörte sie weinen, dann kam sie zurück, setzte sich neben mich auf die Couch und fuhr sich mit beiden Händen über die Augen. Ich schaltete den Fernseher aus.

Drei Monate ist es her, sagte sie, **drei Monate, und es fällt mir immer noch so schwer. Wird es einfacher? Irgendwann?**

Ich schwieg, sie antwortete dem ausgeschalteten Fernsehapparat:

Ich glaube nicht.

Sie stand wieder auf und ging in die Küche. Wenigstens den eleganten Gang hatte sie nicht verloren. Unter dem langen Rock schien es, als ob sich der Boden bewegte und sie ans Ziel beförderte. Auf dem Balkon weinte sie wieder leise. Seit ich angekommen war, tat sie das jeden Abend. Ich trat auf den Balkon hinaus und legte meinen Arm um ihre Schulter.

Alles erinnert mich an ihn, sagte sie weinend. Sie sah zur Reihe der unscheinbaren grauen Laternen hinunter, an der einen erkannte ich die Todesanzeige. Der Alte war immer noch bei den Containern, er hatte jetzt einen Stock. Meine Tante und ich standen da und sahen runter, irgendwann hatte sie wieder aufgehört zu weinen; zu hören war ein leises, unregelmäßiges Rauschen der Stadtautobahn.

Ich geh schlafen, sagte sie.

Ich packte meine Jacke und meinen Schal, ging die Treppe hinunter und in die Kälte hinaus. Als der Alte meine Schritte hörte, drehte er sich zu mir und nahm seinen Arm mit dem Stock in der Hand aus dem Container. Ich sah in die andere Richtung, zu den Parkplätzen hinüber und zum Weg, der zur Bushaltestelle führte. Jemand stieg aus einem geparkten Auto. Ein Kopf tauchte hinter dem Wagen auf und sah in meine Richtung. Ich ging zur Laterne und riss die Todesanzeige weg, zerknüllte sie. Trotz Kälte war mir

heiß, ich wollte den Schal von meinem Hals reißen, ich spürte, wie sich jede einzelne Faser in meine Haut biss. Die Gestalt bei den Parkplätzen sah immer noch in meine Richtung, und der Alte bei den Containern rief mir zu: **Warum tust du das?**

Ich ging zum Hauseingang zurück.

Mädchen, das gehört sich nicht!

Ich blieb vor dem Eingang stehen, hielt das zerknüllte Papier an einer Ecke fest und zündete es an. Schwarze, dünne Fetzen lösten sich und stiegen in der Kälte nach oben •

Donat Blum, 1986 in Schaffhausen geboren, ist Absolvent des Schweizerischen Literaturinstituts. 2016 war er Stipendiat der Autorenwerkstatt Prosa des Literarischen Colloquiums Berlin. Im Herbst 2018 erscheint sein Debut-Roman.

In seinem Schreiben arbeitet sich Blum oft an der Wirklichkeit ab. Was macht sie mit Menschen und ihrer Identität. Aber auch: Gibt es sie überhaupt? Und in welchem Verhältnis steht sie zur literarischen Fiktion?

Tín

En la pendiente

Als Kind wünschte ich mir einen Erwachsenen, der immer neben mir hergehen sollte, sodass ich ihm alle Fragen stellen konnte, die mir am Tag so begegneten. Als ich dreissig geworden war, wurde ich an das Gefühl dieses Wunsches erinnert.

Meine Grossmutter war gestorben und ich verbrachte einige Tage mit meinem Onkel in ihrer Wohnung an der Westseite des Zürichsees. Beide waren wir für die Beerdigung angereist. Er aus Lima und ich aus Berlin. Beide hatten wir keine andere Bleibe in der Schweiz, aber kamen auch gerne in diese Wohnung am Hang mit Blick über den Zürichsee.

Aus jedem Fenster sah man einen anderen Winkel des Wassers, das mit den Wolken die Blau- und Grautöne wechselte. Bei starkem Wind mischten die Schaumkronen mehr Weiss bei. Und bei Sturm blinkte schräg gegenüber ein oranges Sturmwarnlicht. Beobachtungen, auf die man zu sprechen kam, wenn man im Erker zu Mittag ass: mit meinem Grossvater bis vor einem knappen Jahrzehnt, mit meiner Grossmutter bis vor wenigen Tagen und nun mit Onkel Tín.

Für mich war die Wohnung der vertrauteste Orte, den ich kannte. Kein anderer Ort war mit einer solchen Konstanz Teil meines Lebens gewesen. Meine Eltern, meine Geschwister und ich hatten alle mehrfach den Wohnort gewechselt. Nur meine Grosseltern hatten immer hier an

diesem einen Ort gelebt, in dieser einen Wohnung am Hang über dem Zürichsee.

In jeder Ecke der Wohnung fand sich irgendetwas, das ich mit Grossmutter verband, und das jetzt im Kontrast ihrer Abwesenheit besonders auffiel: Kreuzworträtselbücher, Hefte mit meinen ersten Schreibversuchen, die ich ihr zum Geburtstag geschenkt hatte, einen Aschenbecher, den sie in einem Engadiner Hotel als Souvenir mitgehen lassen hatte, und eine Uhr, die jede Viertelstunde mit einem hellen Schlag Erinnerungen an die Nächte weckte, die ich bereits als Kind oft bei ihr verbracht hatte. Die Vertrautheit war es aber auch, die es weit weniger merkwürdig machte, ohne Grossmutter in der Wohnung zu sein, als ich es mir vorgestellt hatte. Es war ja eigentlich alles noch so, wie es vorher gewesen war. Merkwürdig schienen andere Dinge. Kleine Veränderungen. Und die hatten meist mit Tín zu tun.

Tín hatte, obwohl er schon siebzig war, dichtes grau meliertes Haar und er musste unablässig durch die Wohnung wirbeln, das stellte ich mir so vor, denn wirbeln gesehen habe ich ihn nie. Meistens war es das Wasserglas, das verschwand, bevor ich überhaupt bemerkte, dass ich es irgendwo stehen gelassen hatte. Ich lief dann durch die Wohnung und rief sehnsüchtig nach meinem Wasserglas. Einerseits, weil ich es wirklich suchte und andererseits, um das schlechte Gewissen zu überdecken, dass ich Tín schon wieder Arbeit aufgehalst hatte.

Ich müsse mir keine Sorgen machen, sagte er, als ich mich entschuldigte, schon wieder etwas stehen gelassen zu haben. Was er denn sonst tun solle, hier in der Schweiz, wo er doch sonst nicht zu tun habe. Er lächelte schelmisch. Oder vielleicht lächelte er nicht. Das war bei ihm genauso wenig klar erkennbar, wie man wissen konnte, was er über etwas dachte oder von jemandem hielt. Gewisse Dinge behielt Tin für sich. Was nicht hiess, dass er schweigsam gewesen wäre. Im Gegenteil, er reihte Sätze und Einfälle so rasant aneinander, wie spanische Touristen in der Berliner S-Bahn, wo ich mir ein Spiel daraus gemacht hatte, die Lücken zwischen ihren Worten zu finden, die doch auch sie irgendwann mal brauchen würden, um Luft zu holen.

Bei einer meiner Suchen nach dem Wasserglas traf ich Tín in der Küche an. Ich hatte nachschauen wollen, ob er das Glas vielleicht im Geschirr-

spüler abgestellt hatte. Aber der Spüler war leer, und auch der schmutzige Teller vom Morgen war nicht mehr da. Ich schaute zu Tín, der neben mir Kalkflecken vom Chromstahl polierte:

«Spülst du alles, was ich in die Maschine räume, jeweils von Hand ab?»

Meine Frage irritierte Tín genauso sehr, wie mich die leere Spülmaschine irritiert hatte. Er schaute kurz zur Decke. Eine der theatralischen Gesten, die er mit einer zurückhaltenden Eleganz beherrschte, als stünde er auf einer Bühne, und doch so, dass sie beiläufig wirkte.

«In Peru haben wir keine Spülmaschine», sagte er entschuldigend, hielt für eine knappe Sekunde die Hand ans Kinn, legte den Finger über die Lippen und schüttelte in Zeitlupe den Kopf:

«Uns fehlt der Platz. ¿Da bräuchte man ja eine dieser Nischen,» er zeigte auf Grossmutter's Spülmaschine, die Teil einer Einbauküche war, «¿die gibt es schon, aber da steht bereits der Chatchübel, no?»

Schon immer hatte Tín in Peru gewohnt. Oder zumindest so lange, wie ich denken konnte. Und ein wenig länger. Er beendete Sätze, die er in spanischer Melodie herunterratterte, mit einem fragenden, spanischen «¿no?». Schweizerdeutsch schien vor allem eine Erinnerung zu sein. Er sagte Dinge, die man kaum mehr sagte: «Ich mues ufs Hüslí, Batze, Bänkler und *Chatchübel*.»

«Natürlich könnte man den *Chatchübel*, den Mülleimer, rausnehmen», fuhr er fort, während wir aus der Küche auf die Terrasse gingen, um uns in die Sonne zu setzen:

«Claro. Aber dann müsste man ja für diesen einen anderen Platz finden. Und manchmal haben wir gar kein fliessend Wasser im Haus, weil der Administrador die Rechnung nicht bezahlt hat. ¿Es sind alles Eigentumswohnungen in unserem Haus, no? Und das Wasser wird über die Gemeinschaft abgerechnet. Die *comunidad hogar*. Und da bezahlen von 26 Parteien höchstens zehn die 110 Pesos.» Er streckte mir die Handinnenfläche entgegen. «Die sagen einfach: *no quiero!* – ¿kei Lust, no?» Er spitzte die Lippen, schwer zu sagen, ob aus Resignation, oder weil es ihn amüsierte:

«Und dann schicken sie Diego los, den Portier, der unten am Eingang sitzt, oder irgendeinen anderen *Hund*, oder wie sagt man das auf Deutsch? Der klingelt dann an den Türen und fragt, ob man nicht

noch etwas bezahlen könnte, um das Wasser wieder anzustellen. ¿110 Pesos, 30 Franken, no? Das ist in Peru nicht wenig, aber für meine Nachbarn auch nicht zuviel, wenn man zum Beispiel die Autos anschaut, die sie meist zweifach auf dem Parkplatz vor dem Block parkieren. Und die Kinder schicken sie in Privatschulen. Aber ich halte mich da raus. Nelly versucht mich manchmal mit reinzuziehen. Das ist die Nachbarin, die auch seit Beginn im Haus wohnt, und die wir manchmal zum Essen einladen. Die ist jetzt auch schon» – Tín rechnete nach – «80. Und sie sagt dann zu den Nachbarn: Tín finde auch, dass man den Müll nicht vor die Tür stellen sollte. Solche Sachen. Aber das stelle ich schnell wieder ab. Ich halte mich da raus. Das sage ich Nelly und das sage ich Camilo. Ich bin auch schon siebzig. Diese letzten Jahre möchte ich in Frieden verbringen. Ohne *Gschwätz*.» Und als ob er die Unverhandelbarkeit dieser Aussage unterstreichen wollte, stand Tín auf, nahm mein leeres Wasserglas vom Tisch und verabschiedete sich lächelnd – oder vielleicht lächelte er auch nicht – in den Schatten.

Ich legte mich in den Liegestuhl und träumte, als ich kurz wegdämmerte, von einem Geschirrspüler, der überhitzte und Feuer fing. Statt nach verbranntem Plastik roch es nach warmem, feuchten Sandboden. So wie die Pakete gerochen hatten, die er uns zu Weihnachten schickte, und die Geschenke, die sie enthielten: Die Sorgenpüppchen, die Strohsterne und Alpaccapullover. Tin roch so. Ganz Peru musste so riechen, stellte ich mir vor. Wohl auch das Haus, in dem er und Camilo wohnten.

Von Fotos hatte ich eine ungefähre Vorstellung davon, wie das Haus aussah. Ein gänzlich rechteckiger Block aus Rohbetton, dessen Fassade, so glaubte ich mich zu erinnern, leicht geweißt war. Auf alle Fälle sah ich die Balkone aus roten Stahlrohren vor mir, von denen man bis zur steil abfallenden Felsküste blicken konnte, wenn der Smog nicht die Sicht verdeckte. Es war eines von fünf Hochhäusern, die man vor fünfundzwanzig Jahren als Teil eines neuen Quartiers errichtet hatte. Rundherum waren die Gebäude wesentlich niedriger. Eine beträchtliche Fläche belegten das Nationalstadion und eine grosse Markthalle, die die Händler von der Strasse locken sollten. Dahinter, am Horizont: das Meer. Einzelheiten, die mir meine Grossmutter jeweils erzählte, wenn wir auf Tín zu sprechen kamen, mit dem sie täglich fünfzeilige Emails hin und her schickte. Und manchmal ein paar Fotos vom Balkon, dem Ausblick

oder von Camilo, der mit einem schwarzen Service-Portemonnaie, das sie ihm aus der Schweiz geschickt hatte, an einer Supermarktkasse bezahlte.

Nach einigem Nachhaken erzählte mir Tin bei einem Glas Wein, wie sie sich kennengelernt hatten, Camilo und er. Es schien keine Frage zu sein, die man einem älteren schwulen Mann stellte, aber er schmückte die Geschichte schliesslich aus und blieb doch vage. Sie hatten sich auf einem Platz getroffen, in den die eine der beiden Strassen – «¿in der man sich traf, no?» – mündete, erzählte er. Mann, die Schwulen, oder «die Gays», wie er das englische Wort mit spanischem Akzent aussprach. Das Publikum bildete Kreise um Musikanten und Feuerschlucker. Die Gays schwirrten durch die Reihen und rund um das Publikum herum, warfen sich verführerische Blicke zu, liessen die Hände beiläufig über Hüften gleiten und die Mutigsten erlaubten sich flüchtige Küsse. Und wenn man dann in der Nähe wohnte, ging man zu jemandem nach Hause oder übernachtete in einem der umliegenden Hostels. Tín gestikuliert mit den Händen und blinzelte mit den Augen:

«Camilo war damals frisch aus den Anden in die Stadt gezogen, um eine Tortenbäckerei zu eröffnen. Davon träumte er. ¿Und ich bin aus dem kleinen Dorf, in dem ich für diese Schweizer Firma gearbeitet habe, von Zeit zu Zeit für ein paar Tage nach Lima gefahren, no?»

Ob die Nachbarn eigentlich von ihnen wüssten, fragte ich. Von ihm und Camilo? Ob sie sie so akzeptierten, fragte ich. Tín schaute kurz auf den See. An der Ausrichtung der Segelboote, die in Ufernähe an Bojen vertäut waren, konnte man die Windrichtung ablesen. In Peru gebe es eine Umschreibung für «gay», erzählte er, «wie hier warme Brüder» würden sie sagen «der schwitzt am Rücken»:

«Vor einigen Jahren hat das ein Nachbarsjunge zu Camilo im Fahrstuhl gesagt, und er hat ihn am Ohr gepackt und zu dessen Vater gebracht: ¿Ihr Sohn war frech!, no?» Tín lächelte:

«Vermutlich wissen sie es. Aber Peru ist ein informelles Land. ¿Für alles gibt es Regeln und Gesetze, aber jeder macht, was er will, no?»

Jeden Tag kurz nach Mittag skypten sie miteinander. Sie sagten nicht viel. Sie sagten hola, abrazos, tesoro, und was sie gegessen haben. In Peru

lebten Tín und Camilo im vierzehnten Stock, Tür an Tür. Also nicht in ein und derselben Wohnung, sondern in zwei Wohnungen nebeneinander, die Schlafzimmer Wand an Wand, sodass sie sich abends vor dem Einschlafen «Gute Nacht» klopfen konnten, und morgens, kurz nach dem sie vom selben Wecker aufgeweckt worden waren, «guten Morgen». Die getrennten Wohnungen war ihre Art der Exklusivität. Das sagte Tín nicht so. Aber mit gefiel die Vorstellung, dass sie nicht aus Gewohnheit alles, was im Alltag so anfiel, miteinander teilten, sondern seit 30 Jahren nur das, wozu beide Lust hatten. Jeden Morgen direkt nach dem Frühstück gingen sie, solange der Smog die Stadt noch nicht eingenommen hatte, am Meer spazieren.

«Warum bist du damals eigentlich aus der Schweiz weggezogen? Damals mit einundzwanzig, damals in den 60er-Jahren?», fragte ich. Natürlich hatte ich Hintergedanken. Natürlich dachte ich, dass es mit seinem Schwulsein zusammenhängen musste. Er kniff die Augen zusammen. Es schien keine Frage zu sein, die er sich stellte. «¿Ich wollte das Leben leben, no?», schlug er vor, und mir wurde bewusst, wie sehr das «¿no?» nicht nur Frage sondern auch Antwort war.

Das Haus in Lima verfügte über eine Gegensprechanlage, die, wenn man sie oben in einer der Wohnungen drückte, unten an der Hauseingangstüre surrte. Surrte es mehrfach, wusste Diego, dass er handeln musste. Meistens hiess das: ¿Ich stelle den Hund in den Fahrstuhl, bitte lass ihn unten raus, no? «Und die haben Kampfhunde. Pitbulls. Die stehen dann plötzlich da, wenn sich die Fahrstuhltüre öffnet, weil der Besitzer sie im Fahrstuhl vergessen hat, nachdem sie Diego nach dem Auslauf wieder hochgeschickt hatte. Das sind so grosse Dinger. Die würden mich einfach umwerfen, wenn sie gegen mich rannten. Mein Stand ist nicht mehr so gut, heute mit siebzig. Wir haben schon daran gedacht, ein Schloss am Fahrstuhl anzubringen, zu dem nur ein Schlüssel kriegt, wer den monatlichen Beitrag bezahlt und sich an die Hausregeln hält. Aber das wäre teuer geworden. Die einzige Einschränkung, die nun gilt, ist, dass nur auf die Dachterrasse darf, wer regelmässig bezahlt.»

Abends, wenn man durch das Viertel lief, oder von der Dachterrasse auf die Strassen schaute, waren die Hunde überall. Schöne Hunde, gepflegte Hunde, die im Licht der wenigen Strassenlaternen Staub aufwirbel-



ten, und die Stadt von den Menschen übernahmen, denen sie am Tag gehörten, um in Rudeln durch die Strassen zu streunen.

Ich lag lange wach, als wir die Flasche Wein geleert hatten, schrieb einige Nachrichten mit Joel und Yuri hin und her, meinen Partnern, die am nächsten Tag zur Beerdigung aus Berlin anreisen würden. Und ich erinnerte mich an das letzte Mal, als ich Grossmutter bei Bewusstsein erlebt hatte. Sie rief mich zu sich, als ich am Zimmer vorüber kam, um sich für die drei Pfingstrosen zu bedanken, die ich neben ihr Bett gestellt hatte, als sie zum ersten Mal in eine fiebrige Agonie abgetaucht war. Sie habe es immer wieder vergessen, entschuldigte sie sich. Sie zeigte mit den Augen auf die Blumen. Dabei sei es doch so schön, wie man zuschauen könne, wie sich die kugelrunden, prallen Blüten immer weiter entfalteten. Sie lächelte, soweit man das in ihrem mageren faltigen Gesicht noch sehen konnte:

«Grüsst du Joel von mir?»

Ich hatte immer das Gefühl, dass sie mich und Joel, meinen langjährigeren Partner besonders wohlwollend behandelte. Dass sie fürchte, dass Tín ihretwegen ausgewandert sei, hatte sie mir einmal erzählt. Dass sie fürchtete, ihm nicht genügend deutlich gezeigt zu haben, dass sie ihn so akzeptierte, wie er war.

Ich wälzte mich im Bett. Die Laken klebten am Körper. Ich hörte jeden der Züge, die im Viertelstundentakt zwischen See und Wohnung vorbeiführen. Ich wusste, heute mit dreissig, dass es auf keine klaren Antworten gab. Dass es diese niemals geben würde. Und trotzdem: Als sich die ersten Träume eingeschlichen hatten, hörte ich das Knurren von Hunden, die voller Erwartungen, mit großen Augen durch die Straßen zogen •

Yuri

DONAT BLUM

Aus der Ferne die Sirenen eines Krankenwagens, die lauter werden, unaufhörlich, als meinten sie nur mich, der am frühen Morgen in einer fremden Stadt ausser Atem an einer Bushaltestelle zu stehen kam.

Wir hatten beisammen gegessen und Rotwein getrunken, die Resten seines Vorabends gegessen und gesprochen ohne Unterbruch. Im fliessenden Wechsel erzählte ich von mir und er von sich und ich weiss nicht, ob wir uns auch hörten oder sich jeder nur über die eigene Bühne freute; aber wir freuten uns – auch er, dass sah ich schon: Wie seine kreisrunden Augen ganz bei mir waren, unsere Blicke sich von Zeit zu Zeit fixierten und er ungezwungen lachte, den Kopf und Oberkörper zur Seite abwandte und den Raum mit der schallenden Wärme tiefer Entspannung füllte.

Wenn er redete, wenn er erzählte, wie er im Gymnasium den Klassenmacho verführte, schlich sich mir der Gedanke an die bevorstehende Übernachtung in den Kopf und die Lenden, beschleunigte sich mein Atem, dass er es bei Empfänglichkeit hätte ahnen und bei Desinteresse hätte überhören können. Es war der Gedanke an die Brust unter dem dicken Wollpullover, die glatte, haarlose Haut und die überraschend dichte Behaarung vom Bauchnabel abwärts, die später, als er das Pijamaoberteil überzog, hervorblitzte.

41

Wir schoben den Moment des Schlafengehens vor uns her, übersahen dezent die von Müdigkeit aufgesperrten Münder, die allmähliche Rötung der Augen, der Äuglein.

Wir sprachen über alles, Gott und die Welt, Fernsehen und Internet und über Sport, über sein Laufen, und über Leichtathleten und ihre engen, jede Regung offenbarende Hosen; über Strumpfhosen und die gespannten Sehnen, die man durch sie hindurch sehen konnte, die gelösten Muskeln, und das Kribbeln von Wolle in der Scham. Wir putzten nebeneinander die Zähne und verwarfen den Plan einer zweiten Matratze. Wir lehnten an der Rückwand seines Bettes und zogen die Decken bis ans Kinn, betrachteten die Schatten, die die Kerze warf und rochen den Honigduft des Bienenwachses.

Er sagte *Gute Nacht* und ich *Schlaf guet* und beide lagen wir noch wach. Wenn mir kalt sei unter meiner Wolledecke, dürfe ich ruhig auch unter seine Daunendecke kriechen. Ob es zu dreist wäre zu fragen... , sagte ich, so leise, dass er es nicht verstehen konnte. Was ich gesagt hätte, fragte er und ich spürte seinen warmen Oberschenkel an meiner Hand. Würden wir uns nicht viel zu gut und viel zu lange kennen, meinte er ohne das Bein zurückzuziehen. Ja, das stimmt schon, sagte ich, und gab mir Mühe, dass sich meine Stimme anhörte, nach «alles kein Problem». Klar. Deutlich.

Der Wecker werde gleich nochmals klingeln, weckte er mich. Ich habe gar nichts gehört, sagte ich. Jetzt! Er sei halt leise. Also standen wir auf und legten die letzten Scheiben Brot in den Toaster, assen sie mit Nutella und sprachen weiter, als ob wir nie geschlafen hätten. Er machte Kaffee. Auf meiner roten Tasse stand NO SEX. Er habe sie gestohlen. «Nomen est Omen», entgegnete ich. Wir lachten. Ich müsse jetzt gehen. Ja, der Bus fährt gleich! Ich rannte durch den Schnee, stellte mich an den Strassenrand, an die Haltestelle, verglich den grauen Himmel mit dem grauen Teer.

Unablässig nähert sich der Krankenwagen. Noch kann ich die Daunendecke und Yuris warmen Oberschenkel spüren. Ich schaue dem Krankenwagen nach, wie er um eine Ecke biegt. Bald darauf ist er verstummt •

Lann Hornscheidt schreibt, spricht, lehrt und bietet Workshops an zu: Kommunizieren und struktureller Gewalt, zu diskriminierungskritischem Handeln und Sprechen, zu Ent2genderung, und zu Lieben als politische Handlungsform. Bis 2016 hatte Hornscheidt eine Professur zu Gender und Sprache an der Humboldt-Universität zu Berlin inne, arbeitet heute bei xart splitta e.V., und ist aktiv am Verlag w_orten & meer beteiligt.

Im Essay **MICH NAHBEZIEHEN** spürt Hornscheidt Lebenshaltungen und Lebensweisen nach, die traditionelle Familien-, Geschlechter- und Paarvorstellungen in Frage stellen, und fordert mit neuen sprachlichen Bildern altergebrachte Wahrnehmungen spielerisch heraus.

Lann Hornscheidt

MICH NAHBEZIEHEN (ESSAY)

Danke Elih und Henni für
Kommentierungen und
Diskussionen früherer
Versionen dieses Textes.

Zusammen mit anderen habe ich vor einigen Jahren einen Garten mit einem kleinen Holzhaus an einem See erworben, eine Fahrradtour entfernt von einer Regionalbahnstation zwischen Brandenburg und Mecklenburg-Vorpommern. Wir haben das Haus renoviert, mit Holzofen und einem neuen Dach versehen, und seither fahren alle, die Zeit und Lust haben, dorthin und machen, was jeweils zu machen ist: Fenster abschleifen und neu ölen, Fußleisten verkleben, Gartenschlauch flicken, Töpfe entkalken, Matratzen nähen – und erwärmen so zusammen und in unterschiedlichen Konstellationen das Haus bis in seine Grundfesten mit kollektivem, heilendem, sich beegnendem und lachendem Leben.

Im Grundbuch sind wir zu zweit eingetragen, Enys und ich. Das schien uns am einfachsten machbar, am wenigsten aufwändig. Enys und ich waren es auch, die vor der Grundrenovierung zu den versprengten Gärten und Häusern ringsum gegangen sind und uns als Teil einer sechs- bis neunköpfigen Gruppe – je nachdem wie mensch zählt – von neuen Nachbar_innen vorgestellt haben, die sich um das alte Haus und den Garten kümmern würden. Wir haben Marmelade aus verwilderten Brombeeren aus dem ersten Jahr und blühende Kirschweige aus dem Garten vorbe-

gebracht und darum gebeten, dass, wenn irgendetwas stört an den Bauarbeiten, sie sich bitte an uns wenden sollen. Wir haben ihnen drei Telefonnummern dagelassen, von Enys, dem Büro von Lemon und mir, und von Ceo – den Personen, die solche Kommunikationen nach außen am ehesten zu gestalten gewohnt sind.

Einige Jahre nach uns kauften Regina und Frank das alte Holzhaus, dessen Garten an unseren grenzt. Seither sind sie unsere direkten Nachbar_innen und laden manchmal zum Grillen ein, wenn sie im Sommer da sind und mich im Garten sehen – und egal mit welchen anderen Personen ich ihnen im Garten oder am See begegne, auf dem Rad oder in der Gärtnerei im Nachbar_innendorf, wo wir im Sommer

Tomaten und Zucchini kaufen, sie sprechen immer von mir und Enys als das Ihr, das zum Grillen eingeladen ist, und bringen dann, wenn ich sage, dass Enys gerade gar nicht hier ist, Enys Abwesenheit wortreich und mit vielen besorgten Fragezeichen zwischen Lippen und gerunzelter Stirn zur Sprache, während die Anwesenheiten anderer mit mir im Haus und im Garten oder von anderen ohne mich alleine oder mit ihrem eigenen Geflecht von Nahbeziehungen nicht wahrnehmbar scheinen, und nicht vorkommen zwischen allen Sätzen. Ich verbringe viel Zeit

„
Ich verbringe
viel Zeit
im Haus und
im Garten

im Haus und Garten und immer weniger in der Stadt und genieße es sehr, dass die Menschen, mit denen ich mein Leben teile und gestalte, auch gerne hier sind.

Gerade ist zum Beispiel Ke hier, zusammen mit einer mir neuen Person, auf die Ke sich schon länger nahbezieht und die ansonsten in Madrid lebt. Sie verbringen eine Woche zusammen hier, wodurch ich diese für Ke so wichtige Person auch etwas kennenlernen kann. Wenn wir alle nach dem Aufstehen unsere verschiedenen Morgenroutinen genossen haben – vom Aufschreiben nächtlicher Träume und ersten schönen Worten, über Yoga im Garten, Qigong am Seeufer und Laufen im Wald, bis zu Tee aus frischgepflückten Kräutern in den ersten Sonnenstrahlen auf den Stufen vor dem Haus – treffen wir uns, um gemeinsam schwimmen zu gehen und dann zusammen zu frühstücken und Traumwolken und Teeduft miteinander zu teilen bei Gesprächen über heißem Brei mit Himbeeren. Eine Idylle, ich weiß. Auch abends essen wir häufig zusammen, nachdem wir tagsüber unterschiedliche Wege ausprobiert und gestaltet haben und spielen dann noch Spiele bis weit nach der Zeit, zu der wir eigentlich hätten schlafen gehen wollen. Noch später, auf den Matratzen auf der Veranda mit Blick in den

Sternenhimmel, plaudern Ke und ich über die Romane, die wir gerade gelesen haben, und wie sie uns berühren und inspirieren, erzählen uns improvisierte Tier- und Keksge-schichten oder erfinden Ratespiele, die wir ausprobieren, bis wir erschöpft einschlafen. Ke ist dieses Jahr viel hier, mehr als ich vielleicht gerade. Häufig überschneiden sich unsere Zeiten, noch häufiger nicht, und neben Ke bin ich regelmäßig mit Ceo, Lemon und Enys hier sowie unregelmäßiger mit vielen anderen, gleichbleibenden, aber auch immer wieder neuen Menschen. Ceo und Enys sind ihrerseits auch viel hier, alleine oder mit weiteren Personen, auf die sie sich nahbeziehen. Ceo hat erst vor kurzem einen Bauwagen auf das Grundstück gebracht, nahe am Wald, um dort Zeit mit einem Kind, zu dem Ceo eine enge Beziehung pflegt, verbringen zu können – jenseits von uns anderen und dem Holzhaus und doch mit uns zusammen und gleichzeitig immer wieder baustellen-beweglich, unterwegs möglich seiend, den Lebensmittelpunkt verschieben könnend. Ganz zu Beginn waren auch Lo und UckA mit dabei. Doch die Bewegungen unserer Leben haben sich mittlerweile voneinander entfernt. Das Grundstück verändert sich so lebendig mit den Jahreszeiten und über die Jahre hinweg wie unser Sich-Aufeinander-Beziehen. Manche Pflanzen wachsen und werden größer, anderes sucht sich neue Orte, alles verändert sich.

Regina und Frank aber, und auch die beiden sind austauschbar gegen anderen Leute in den Häusern ringsum, in der Gärtnerei, im Café ein Dorf weiter entfernt, sie fragen immer und ausschließlich nach Enys, wenn sie mich treffen. Lemon steht daneben und ist für sie doch unsichtbar. Sie nehmen Lemon einfach nicht wahr, egal wie oft sie sich schon begegnet sind. Keine Fragen, keine Idee eines Wiedererkennens, einer Vertrautheit. Ich erkläre mir das so, dass es nur eine bestimmte Möglichkeit gibt Menschen gleicher Lebensphasen als Teil sozialer privater Gefüge einzuordnen und einzulesen – und zwar als Paar. Ansonsten gibt es nur Eltern-Kind-Verhältnisse. Alles, was da nicht eingeordnet werden kann, sind entweder erweiterte Familienverhältnisse oder entgeht der Wahrnehmung ganz. Denn eine Einordnung als Paar ist dabei schon fast sowas wie ungewohnt, nahezu fortschrittlich, in gesellschaftlichen Gefügen, die eine offensichtliche Nähe und Vertrautheit zwischen Personen wie Lemon und mir am Gartenzaun, Ceo und mir am See, und Ke und die Nahperson aus Madrid auf dem Weg trampend vom Bahnhof zum Haus, nicht sofort in das heterosexuelle Muster Frau und Mann wegsortieren können. Gibt die erste Gender-Zuordnung kein heterosexuelles Paargefüge her, so werden ich und meine Nahkontakte häufig als Geschwisterkonstellationen, Kusins und Kusinen oder Nichten und Neffen zweiten Grades eingelezen. Die immer wieder neu angenommenen und

kommunikativ bestätigten herkunftsfamiliären Bezüge («ihr seid Geschwister, oder?»), scheinen die einzige Erklärungsfolie zu sein, wenn zwei Personen, die offenbar eine nahe Relation haben, nicht als Frau und Mann oder Mann und Frau kategorisiert werden können. Es ist wirklich erstaunlich, was alles in der Wahrnehmung herangezogen wird, um es trotzdem zu versuchen und die eigene Wahrnehmung konstant zu halten. Demgegenüber ist eine Kategorisierung als Frau und Frau oder Mann und Mann jenseits herkunftsfamiliärer Bezüge, also als Paar, schon fortschrittlich. All dies endet jedoch, sind Menschen nicht mehr eindeutig einem Geschlecht zuordbar. Alle diese Ordnungen basieren auf Zweigeschlechtlichkeit und es fehlen die Folien und Vorbilder, um Menschen in ihren Lebensrealitäten von Nahbeziehungen, die nicht Familie und nicht Paar sind, wahrnehmen zu können. Hinter den wirklich nett gemeinten und von mir auch als solche gehörten Fragen wie «Wo ist denn Enys und was macht Enys gerade?» bei unseren zufälligen und erwartbaren Begegnungen zwischen den Gärten höre ich so gleichzeitig und nur für mich und schmerzhaft also die Leere der ausbleibenden Aufmerksamkeiten auf das, was mir so unglaublich naheliegt, was mein Leben ausmacht und mir als solches so offensichtlich erscheint: ich mähe den Rasen, während Ceo Unkraut von Salatsprösslingen zu unterscheiden versucht (und vielleicht ist auch beides essbar, vielleicht ist auch hier die Grenze nicht wirklich klar und vieles eine Frage der Gewohnheiten), ich verpflanze mit Ceo und Ke ein Hochbeet näher ans Haus heran, ich sitze mit Lemon stundenlang im Garten, wo wir Workshops zum gelingenden wertschätzenden Kommunizieren vorbereiten, für unser Leben woanders und immer auch für hier.

 Es ist auch gar nicht so, dass Regina und Frank *das Problem* wären, denn ich überlege manchmal, wie ich ihnen denn gerne erzählen würde, welche Personen mein Leben ausmachen, auf welche Personen ich mich nahbeziehe, mit welchen Personen ich mich lebensbewege und Bewegungen in meinem Leben fließend teile und mit welchen ich mich uns gemeinsam begleitend durch die Hügel der Lebenslandschaften auf und ab, vor und seitwärts bewege oder durch den Garten, den wir jeweilig und auch immer wieder ein Stückweit gemeinsam gestalten. Für mich und untereinander nennen wir uns Nahbeziehungen: wir beziehen uns nah aufeinander. Das ist nicht unbedingt eine Frage von Häufigkeit, keine von Örtlichkeit, es ist eine Haltung, eine Einstellung, eine Ausrichtung auf das Leben von anderen und das Wahrnehmen und Mitfühlen mit ihnen. Es ist auch nicht eine Vervielfältigung von dem, was klassisch Liebesbeziehungen heißt, auch wenn ich diese Menschen liebe, ihnen vertraue, mich ihnen zeige, und mich jenseits von Außerordlichkeiten und Dramen für sie in allen ihren Alltäglichkeiten interessiere und mit ihnen unterschiedliche und

auch über Zeit wechselnde Ausdrucks- und Kommunikationsformen ausprobieren und lebe, reflektiere und wieder neu ausprobieren. Mit Enys und Ke gehe ich gerne tagelang durch Einsamkeiten und Wildnisse wandern und zelten, mit Lemon kann ich stundenlang Kaffee nach Kaffee trinkend Erzählungen entgendernd_ändernd vorlesen, Ceo und vielen anderen auch schreibe ich gerne Postkarten aus selbstgemachten Collagen, die die Vielschichtigkeiten meiner Stimmungen zu bebildern versuchen. Mit Lemon sehnsuche ich w_ortend nach Bildern für *körper_n* und *fühlen* und formuliere zaghafte zarte Fragenblüten, die wir, nachdem wir durch die Wiesen ums Dorf gestreift sind, zurück im Garten zu kleinen vergänglichen Mobiles binden. Mit allen fühle ich mich verbunden, tief, mit immer wieder wechselnden Farben, eingelassen, zueinander hin geöffnet. Es gibt Überschneidungen und Berührungsfelder, immer mal wieder, zwischen meinem mich nah auf andere beziehenden Leben und verschiedenen Personen, es gibt keine Identitäten zwischen diesen. Es ist schon nicht mal so, dass alle unglaublich gerne Pfannkuchen mit Pflaumenmus essen würden – etwas, was mein Gefühl von Ankommen und Berührt-Sein, Vertrauen und Wohlig-Sein vielleicht momentan am ehesten ausdrücken würde. Mit allen kommuniziere ich unglaublich gerne. Mit allen kann ich schweigen, beieinander eigenen Geschichten nachhängen und unsere Handlungen gestalten. Mit allen bin ich sehr anwesend. Mit allen lache ich, bei allen kann ich traurig sein. Bei allen lasse ich mich jeden Tag wieder neu ein, auf das, was sie gerade ausmacht und das, was sie in unterschiedlichen Momenten unterschiedlich bewegt, was sie auch mal stillstehen lässt, was sich an Tagen vielleicht anfühlt, als würde es sie blockieren und sie an anderen Tagen glühen und in Farben fließen lässt und sie in Schwingungen und mehrstimmige Töne versetzt.

 Mich nahbeziehen bedeutet auch immer wieder mich anzuschauen, ob ich dazu bereit bin, mich auf die Vielschichtig_stimmig_farbigkeit des Begegnens mit Enys und Ke, Lemon und Ceo, und mit anderen einzulassen. Mich einzulassen, ohne mich dabei zu verlieren. Von allen fühle ich mich wertgeschätzt, geachtet, nicht zugeschrieben. Sie stellen mir offene Fragen und legen nicht fertige Geschichten und Interpretationen über mich. Sie respektieren mein Fließen und meine sich mit den Jahreszeiten verändernden Farben, meine schillernden Stimmungen und die Wege, die ich mir suche in den Hügeln meines (Er-)Lebens. Ich habe nicht das Gefühl mit den Bildern, die Lemon und Ceo, Enys und Ke von mir haben, arbeiten zu müssen, mich danach auszurichten, um anerkannt, gemocht, geliebt oder interessant gefunden zu werden. Ich habe nicht das Gefühl, mich oder Aspekte von mir verbergen zu müssen. Ich fühle mich geliebt und dieses Liebe-Fühlen zwischen uns – denn so fühle ich zu

ihnen auch – ist ein Offen- und Bereit-Sein für die Bewegungen, die wir alle machen, die Veränderungen, in denen wir uns bewegen.

Mein Lieben ist eine Haltung und blüht besonders schön, wenn sie fließend auf eine liebende Haltung bei einer anderen Person trifft. Mein Lieben ist nicht abhängig von dem Lieben der anderen Personen. Mein Lieben ist ein Fühlen, das zu mir gehört. Nicht fertig werden mit der anderen Person. Mir kein Bildnis machen. Das steht in vielen Texten, die sich mit der Schönheit eines lebendigen Liebens befassen. Zu lieben ist kein Kompromiss, nichts auf dem Weg zwischen mir und einer anderen Person, sondern die Möglichkeit einer umfassenden, auch sich selbst gegenüber aufrichtigen Anwesenheit. Ein Begegnen- und In-Kontakt-Gehen-Wollen. Das fängt mit mir selber, mir selber gegenüber, an und erstreckt sich von da an auf meine Nahbeziehungen und von dort auch weiter und nicht nur auf Menschen. Dieses mich selber auch immer wieder Befreien von Bildern und Vorstellungen bedeutet auch die vorgegebenen Muster und Rituale für Lebensbeziehungen immer wieder neu zu hinterfragen und immer wieder neu zu füllen zu wagen. Wie lebe ich meine liebende Haltung? Was bedeutet Anwesenheit für mich im Kontakt mit anderen? Heißt es alles zu erzählen, heißt es Schmerz zu vermeiden durch Auslassung oder Nicht-Erzählen, oder Schmerz, den mein Erzählen vielleicht auslöst, auszuhalten, wenn ich sehe, dass unsere Wünsche an uns an bestimmten Punkten unterschiedlich sind, dass wir Erwartungshaltungen aneinander haben, die uns vielleicht zuschreiben und daher gar nicht liebevoll sind? Heißt es, darüber reden zu können, über unsere Unsicherheiten und (Verlust-)Ängste, die wir uns schon selber lange zugefügt haben, wenn wir vermeidend teilkommunizieren statt unsere Anwesenheit, die vielleicht nicht den Bildern anderer entspricht, zu wagen? Heißt es, darüber immer wieder neu reden zu wollen, auch darüber, was Mut abverlangt, es zu erzählen; heißt es, uns mitzubekommen und mitteilen zu wollen mit unseren Ambivalenzen, Unklarheiten, Paradoxien und unabgeschlossenen Satzfragmenten? Ent-täuscht zu werden und so die andere Person wahrnehmen zu können, ohne uns und die anderen mit zuschreibenden Bildern und Erwartungshaltungen zu täuschen? Das wären für mich vielleicht mögliche Formen von immer auch fragiler Anwesenheit. Wie sieht eine liebende Körperlichkeit, ein körper_n in einer liebenden Haltung für mich aus? Warum ist körper_n als liebende Handlungsweise enggeführt auf Sexualität?

„
Warum ist
körper_n
als liebende
Handlungs-
weise engge-
führt auf
Sexualität?

Warum ist Sexualität maximal konventionalisiert, engverstanden als ein reduziertes Repertoire immergleicher erotisierter Abläufe, fokussiert auf einzelne Körperteile? Und warum werden diese Abläufe darüber hinaus auch noch vergeschlechtlicht als primäre und sekundäre Geschlechtsorgane und erogene Zonen, zerstückelt in feststehende Abläufe von Vorspielen und Höhepunkten, die was genau sind? Ein sexualisierter normierter Leistungskatalog kontrollierten Pseudo-Sich-Gehen-Lassens und vorgezeichneter Ekstasen. Wie kann ich mich mit mir selber und anderen körpernd bewegend begegnen außerhalb tradierter Bilder und Zuschreibungen von Sexualität? Sexualität als Norm und Vorstellung ganz grundlegend zu hinterfragen als Ausdrucks- und Handlungsform. Als Bereich, der vielleicht mit am stärksten von festgefügt, nur wenig hinterfragt (und wenn dann auch nur formelhaft in neue Muster gepresst) Vorstellungen zu lieben, zu sich nah auf eine andere Person beziehen, geprägt ist, die ich und andere sehr früh, häufig sehr gewaltvoll, gelernt, aufoktroiert, eingepflicht bekommen haben in Formen, die kontinuierlich in den Medien und in der Literatur re-produziert werden.

Das Spüren wieder neu erlernen. Mir das Spüren in einer selbst definierten und selbst empfundenen Nacktheit jenseits der konventionellen gesellschaftlich geworteten, sexualisierten und verzweigeschlechtlichten Verkleidungen zurückholen. Mich ganz neu und vorsichtig verkörpern. Körper_n werden. Die ver-suchende Loslösung von stark propagierten Bildern von Intimität, Sexualität und so bestimmten Liebesbeziehungen. Die Veränderung und Neuformulierung von Vorstellungen von körper_n als Teil von liebendem Begegnen ist ein für mich langsamer und mit viel reden und nachdenken, nachspüren und hinfühlen zu verändernder Bereich im mich auf andere nahbeziehen. Vorsichtig tastend nachspüren und neue Bilder finden, schmecken, riechen. Sich zur Begrüßung bewusst umarmen und den leichten Druck der Arme einer nahen Person um meinen Oberkörper spüren. Bei einem Kuss auf die Wange die spröde Berührung meiner Lippen spüren und die sonnenwarme Haut mit ihren kleinen widerspenstigen Härchen von Ceo, sonst nichts. Nach dem Essen aufstehen, sich gegenüberstellen, an den Händen halten und stehend in die Füße atmen. Zu inneren Rhythmen mit Ke Bäuche berührend tanzen. Mich von Wörtern von Lemon berühren lassen und diese im Atmen durch mich fließen spüren. Wo fließt ein Zittern und ein tiefes warmes Fallen in mich, wenn ich Enys im Garten vorsichtig mit Pflanzen sprechen höre? Im körpernden Begegnen ein Aufblühen und Wohlriechen, ein tiefes Klingen und samtweiches Farbfühlen zulassen, neu worten, kommunizieren miteinander, neu verstehen. Nichts als klar

und gegeben hinnehmen, Lust, Sinnlichkeit und Berührung wie eine Wanderung in unberührte Landschaften oder wie erste Tauchversuche in kristalltürkischem Wasser mit schwebend sich bewegenden Unterwasserpflanzenwelten erleben. Immer wieder kommunizieren, nachfragen und spüren, anhalten, auftauchen. Mir Zeit und Raum geben, um das Nahbeziehen zu erkunden im körpernden Begeg-fließen mit mir und anderen.

Was also würde ich Frank und Regina erzählen können und wollen, wollte ich es mit ihnen teilen, wie mein Leben aussieht, wo mir für mich selber schon die Worte, Bilder und Vorbilder dazu fehlen? Welchen Spielfilm würde ich heranziehen oder empfehlen, um ihnen Beispiele zu geben, welchen Roman? Ich lese Romane, um mein nur vages (Un-)Behagen w_ortend zu finden, um die Lücken meines W_ortens zu füllen zu suchen. Das betrifft unter anderem auch die Frage: Wie gestalte ich mein Leben im Beziehen auf andere Personen.

Gerade lese ich *A Little Life* von Hanya Yanagihara. Ich lese diesen wie alle Romane auch durch eine Brille der Themen, die mich beschäftigen. Dieser Roman inspiriert und fordert mich für mein Suchen und Fragen zu meinem Nahbeziehen auf mich selbst und andere gerade in vielfacher Weise heraus. Für vieles, was ich wie Unbehagen, Sehnen, Wünschen und Schmecken in mir gefühlt habe, gibt mir der Roman die Selbstverständlichkeiten von erzählten Perspektiven – als wäre es klar, dass Menschen so leben und fühlen, wie ich es häufig wortlos und heimlich versuche mir einzugestehen. Im Haus, jenseits des Gartenzauns, blickdicht. Mich nah auf mehrere Personen beziehen. Mein Leben mit anderen begleitend und doch auch in mir ruhend selbstständig und selbstverständlich gestalten. *A Little Life* beschreibt die Geschichte von vier Freunden, die sich seit College-Zeiten, wo sie ein Zimmer teilten, kennen und von da aus ihr Leben bezogen aufeinander miteinander verbringen. Es gibt Affären und Liebesbeziehungen der einzelnen zu anderen Personen, manche führen auch in Phasen ihres Lebens institutionalisierte Paarbeziehungen mit anderen. Doch das kommt alles nur marginal vor, manchmal werden diese anderen Menschen nicht mal namentlich erwähnt, ohne dass es Leerstellen wären im Erzählen. Es ist schlicht nicht das, was den gemeinsamen Herzschlag, das gemeinsam erlebte Haus der vier ausmacht, in dem sie teilweise weit voneinander

„
Ich lese
Romane,
um mein
nur vages (Un-)
Behagen
w_ortend
zu finden

entfernte Räume bewohnen und mit Leben füllen. Gemeinsam aber bleibt ihnen das gemeinsam zu gestaltende Zuhause in einem über Zeit sich immer auch wieder verändernden aber doch konstanten Beziehungsgefüge. Der Roman und das Leben der vier Freunde ist getragen von ihrem sozialen Geflecht miteinander, auf dessen Gerüst oder Folie sie andere alltägliche Lebensentscheidungen treffen. «The word *friend* was so vague, so un-descriptive and unsatisfying – how could he use the same term to describe what Jude was to him that he used for India or the Henry Youngs? And so they had chosen another, more familiar form of relationship, one that hadn't worked. But now they were inventing their own type of relationship, one that wasn't officially recognized by history or immortalized in poetry or song, but which felt truer and less constraining.» (p. 569)

Ist das aber für die Reginas und Franks überhaupt so lesbar, wie ich es lese? Ob in dem Roman oder in unserem Teilzeitleben mit aneinandergrenzenden Gärten? Können sie hören, lesen und verstehen, was die Dimensionen von sich nahbeziehen sind, die mein lese_erleben des Romans durchziehen und auch mein Leben, so gartennah neben ihrem?

Warum aber unterstelle ich den beiden eigentlich diese Engführung in der Wahrnehmung und vor allem in ihrem eigenen Sein? Wie wäre es, ich würde mich an diesem Punkt noch mal neu nach den Geschichten befragen, die ich auf meine Wahrnehmung von anderen lege – und sie damit vielleicht ebenso entwahrnehme, wie ich mich von ihnen in Bezug auf mein Nahbeziehen entwahrgenommen fühle? Kann ich das Leben von Regina und Frank öffnen und die beiden neu wahrnehmen? Um das zu versuchen, gebe ich den beiden hier nun probeweise eine andere Geschichte und veränderte Namen – Gin und Fran. Gin hat vor zwölf Jahren die Entscheidung getroffen, für eine gewisse Zeit in einer Großstadt zu wohnen, um näher an trans*spezifischer Gesundheitsversorgung und Beratung zu sein. Da kam es gerade passend für Gin, eine Anzeige von Fran für eine WG auf etwas längere Zeit gefunden zu haben. Nach einer Zeit, dass wusste Gin von Anfang an, würde sie wieder zurück ziehen in die Gegend der Herkunftsfamilie. Die eine Elternperson wurde älter und älter und es war absehbar, dass sie kontinuierlicher und intensiverer Pflege bedurfte. Und für Gin war immer klar, dass sie das organisieren und teilweise auch machen wollte. In der Zeit der Transition verstand sich Gin in der WG auf Zeit als Transfrau* auf Zeit, jetzt als Frau mit Transitionserfahrungen. Fran war mindestens 20 Jahre älter und kämpfte, als Gin schließlich für zwei Jahre in die WG einzog, damit, selber nicht länger dem

anstrengenden und zurichtenden Bild anderer, wie eine Liebesbeziehung auszusehen habe, entsprechen zu wollen. An diesem Punkt trafen sich die Anrufungen, die sowohl Gin und Fran erlebten, in erstaunlich vehementer und konstanter Weise: «Willst du denn keine Beziehung? Oder seid ihr ein Paar, wie ihr da zusammenwohnt?» Konventionelle Vorstellungen von paar- und sexualitätsbezogenen Liebesbeziehungen für sich selber nicht zu wollen war für beide ein schwieriges Unterfangen in einer Gesellschaft, die ein bestimmtes Modell als einzige Möglichkeit vorgab und mit Nachfragen nahelegte. Fran wollte für sich beispielsweise keine Formen von Körperlichkeit, die gemeinhin als Sex bezeichnet wurden und ein zentraler Bestandteil des Eintritts in das war, was Fran von anderen als Liebesbeziehung nahegelegt wurde. Fran war sich sicher andere zu lieben, sich auf andere zu beziehen, die Nähe von anderen zu wollen, etwas, was Fran auch als Begehren für sich bezeichnete. Nur war dieses *Begehren* deutlich anders als Fran es von anderen hörte, nachgefragt bekam, in den Medien sah und in den meisten Romanen las. Fran beehrte tiefgehende Gespräche, die auf den Unterarmen eine Gänsehaut erzeugten und ein Schwirren im Kopf sowie eine federnde Weichheit im Unterbauch, die Fran regelmäßig dazu brachte laut zu pfeifen, wenn Fran nach einem Treffen mit einer solchen nahen Person nach Hause schlenderte. Eine Zeitlang bezeichnete Fran sich als asexuell und empfand das als Erleichterung – eine empowernde Abwendung aus einem sexualitätszentrierten Daseinsmodell. Doch irgendwann ließ Fran auch diese Bezeichnung wieder fallen, da auch mit ihr ein bestimmtes Bild von Körperlichkeit, welche in den Begriff *Sexualität* gepresst wurde, zentral gesetzt wurde. Fran liebte Nähe zu anderen Personen, die sich über das Teilen von gemeinsamen Handlungen und Interessen wie Tierfilme schauen und dabei verschiedene Puddingvarianten essen einstellen konnte, über Blumensamen sammeln bei Spaziergängen, um sie im eigenen Garten neu auszusäen, Briefe schreiben mit einer Person, die im Knast saß und die Fran noch nie jenseits dieser Briefe getroffen hatte, aber deren poetische Ausdrucksweisen Fran neue Wahrnehmungen bisher profaner Alltäglichkeiten eröffnet hatten. Fran liebte das Kennenlernen Gins, das Teilen des Wohnens-auf-Zeit und die intensiven Abendessen. Irgendwann merkten Gin und Fran, dass sie eine Liebesbeziehung hatten – so, wie sie sie empfanden: Keine, die in irgendeiner Weise den konventionellen Vorstellungen und Normen entsprach, zu denen sie sich doch kontinuierlich verhalten mussten. Die beiden bezogen sich nah aufeinander, sie hatten das, was ich eine Nahbeziehung nennen würde.

Das Konzept Nahbeziehen ersetzt für mich das enge, zurichtende und auch teilweise Sexualitäts-fokussierende Konzept von Liebesbeziehungen. Es

ermöglicht gleichzeitig eine Erweiterung der Vorstellung von Freund_innenschaften, intensiviert und vertieft diese und gibt ihnen eine andere soziale und damit auch politische Relevanz. Gin und Frans Gespräche, ihr Begleiten bei Terminen und ihr Lebeteilen in dieser Zeit hatte sie miteinander verbunden in einer Weise, dass sie beschlossen, sich auch nach Gins Rückkehr in die Kleinstadt einen Ort zu suchen zwischen ihren Wohnwelten, um aus ihrem Kontakt etwas Gemeinsames in Raum und Zeit zu schaffen. Sie legten den Garten an, der jetzt an den Garten grenzt, den ich mit anderen teile. Hier erleben sie eine ganz selbstverständliche Einlesung als Schon-Immer-Paar, was neu und in ihrem Teilzeitleben im Garten entlastend für sie ist. Und sie legen großen Wert darauf auch mir und Enys mit dem für sie so empfundenen Respekt für Paarentscheidungen zu begegnen und dies gerade nicht infrage zu stellen, egal wieviel andere Leute fast kontinuierlich das Leben im Haus nebenan gestalten. Für Gin sind Teile der Herkunftsfamilie so in einer bewussten Entscheidung wichtige nahe Personen geworden. Das ist eine über lange Zeit von Gewittern begleitete Entscheidung gewesen – und eine bewusst irgendwann gewählte Haltung zu Personen, die Gin als nah und respektvoll und zugewandt empfand, auch wenn das Teilen von Lebensentscheidungen zwischen Gin und diesen nicht immer einfach gewesen war, und das Lernen von Verständnis und das Aufgeben eigener Erwartungen auf beiden Seiten ein längerer und auch zuweilen schmerzhaft empfundener Prozess gewesen ist. Ein wichtiger Prozess im Weg dazu, sich liebevoll begegnen zu können und Erwartungen, feste Vorstellungen und Bilder loszulassen.

Sich nahzubeziehen ist eine Entscheidung, die ich treffe. Sie ist nicht einfach da, nicht angeboren und nicht (familiär) vererbt. Im Gegenteil. Gerade aus diesen vererbten Vorstellungen einer sich selbsterklärenden Idee von Familie sich zu befreien, diesen wie zu eng sitzenden, vielleicht kratzenden Wollmantel abzustreifen, ist gar nicht so einfach. Herkunftsfamilien sind wie gemauerte Häuser mit gut abgegrenzten Gärten und gusseisernen Zäunen rundherum, mit klar umrissenen, von Unkraut (oder von Salat?) befreiten, abgezirkelten Beeten. Häuser mit elektrischem Licht und fließendem Wasser, gut schließbaren Fenstern und winterfest, so winterfest, dass ich das innere Frieren vielleicht teilweise gar nicht spüren kann. Es ist 2017. Die deutsche Bundesregierung hat eine Kommission eingesetzt, die sich mit sexueller Gewalt beschäftigen und diese ‚aufarbeiten‘ soll. Menschen können bei einer Telefonnummer anrufen und ihre Geschichten erzählen. (Dies alles also wie eine Parallelwelt zu den vielen jahrzehntelang selbstorganisiert arbeitenden Vereinen und Projekten, die sich um die Unterstützung von Opfern sexualisierter Gewalt in großer Vielschich-

tigkeit kümmern – aber egal). Der erste Bericht dieser Kommission nach zwei Jahren Arbeit kommt zu dem – für die Bundesregierung wohl überraschenden, für Personen aus den einschlägigen Projektzusammenhängen wohl eher allzu vertrauten – Ergebnis, dass ein Großteil der sogenannten sexualisierten Gewalt in Familien stattfindet – und dass es hier einen großen Unterstützungs-, Beratungs- und Veränderungsbedarf gibt in einer Gesellschaft, die Familie als Hort von Vertrautheit, als Schutzraum, als Rückzugsort, als guten und besehten Ort darstellt. Der besondere Schutz der Familie, wie es häufig in Regierungsverlautbarungen heißt, schützt ein gesellschaftlich so zentral gesetztes Modell davor, kritisch daraufhin betrachtet zu werden, wie genau dadurch und genau dort eine grundlegende Gewalt sich normalisiert, verharmlost und unaussprechbar gemacht wird. Dass Familie und auch Liebespaarbeziehungen die Orte der größten sexualisierten Gewalt sind, wissen diese in dem Bereich tätigen Projekte schon lange – und auch viele, die von genau dieser Gewalt betroffen sind, deren Leben konstituiert ist in, durch und mit dieser Gewalt. Gleichzeitig aber ist es genau für sie unaussprechbar gemacht durch die diskursive Idealisierung von Herkunftsbezügen, die das Versprechen von Liebe, Gutsein, Beschütztsein in sich tragen. Die Überhöhung von familiären und Herkunftsbezügen sowie die Idealisierung und Alleinstellung von Liebespaarkonstellationen durch die Gesellschaft verunmöglicht es für viele, die Gewalt benennen zu können, der sie dort ausgesetzt sind, und eigenmächtig formulieren, definieren, spüren und gestalten zu können, was diese komplexe Gewaltkonstituierung mit ihnen macht. Eine Liebesbeziehung, das ist meine vertraute Person, mit der ich ja alles teile. Was mache ich aber, wenn die Gewalt in genau dieser Beziehung stattfindet? Wie kann ich mir das eingestehen und wie und mit welchen Personen kommunizieren?

Warum gibt es so wenige Worte dafür? Und warum ist Familie, auch in den Versuchen, alternative Kontakt- und Beziehungsformen zu leben, das Modell, das immer wieder als Grundlage genommen wird? Herkunftsfamilie und Biofamilie wird in der Selbstaneignung häufig zu Wahlfamilie. Vielleicht aber ist das Konzept Familie und als Teil davon Liebes- und Paarbeziehungen bereits Teil der Gewaltkonstituierung, der Normalisierung von Gewaltverhältnissen – ihre Intimisierung (die Gewalt findet in dem

„
**Die Geschichte
von Gin und Fran
ist nur eine mögliche.
Sie muss so
nicht stimmen.**

gemeinsamen Haus statt) und ihre Unfassbarkeit, die sich auch in der Unaussprechbarkeit manifestiert.

Aber vielleicht muss ich gar nichts aushalten, muss ich nichts für gegeben nehmen, nicht über ein mich zurichtendes und respektloses Verhalten anderer hinweggehen. Schon gar nicht und erst recht nicht, wenn ich ausgebeutet und benutzt werde für das Verlangen und die Befriedigung anderer. Mich nah auf andere Personen zu beziehen heißt dann auch: versuchen, mich aus Mustern zu lösen. Muster, die mir nahelegen, dass Bestimmtes richtig und normal, unhintergebar und unveränderbar ist. Es heißt, mich meiner eigenen Verletzbarkeit und meinem eigenen Schmerz anzunähern, vorsichtig, liebend. Mich wert zu befinden, von anderen wertschätzend behandelt zu werden. Meine Kontakte, immer wieder neu, so zu gestalten. Meine Aufmerksamkeit denjenigen zuzuwenden, die mich inspirieren, auch herausfordern, und aus meiner Komfortzone entlassen, aber mich liebevoll dabei begleiten. Nicht liebevoller als ich mich selber, sie müssen nichts für mich übernehmen. Die Geschichte von Gin und Fran ist nur eine mögliche. Sie muss so nicht stimmen. Aber sie kann mir helfen noch mal neu darüber nachzudenken, wie ich kommuniziere.

Vielleicht frag ich beim nächsten Mal ein wenig offener nach, wenn das Leben anderer Menschen an meines grenzt, an Grundstücke, Wege oder neue Bauvorhaben. Vielleicht verlasse ich auf diese Weise mal die eingezäunten Beete und Wege, überlege ich Gin und Fran mal zu fragen, ob wir den ohnehin zerfallenden Zaun zwischen unseren Gärten nicht auch gemeinsam durch eine Hecke unterschiedlicher Wildbeerensträucher für die Vögel ersetzen könnten, verlasse meine eigene Komfortzone des Einlesens anderer, fordere meine Vorstellungen heraus und dichte nicht anderen traditionelle Beziehungsgefüge an.

Ke und die Nahbeziehung aus Madrid sind zurück von ihrem langen Spaziergang durch den Wald. Sie haben Pilze mitgebracht und einen großen alten Ast, den wir zersägen und aus dem wir gleich ein Feuer im Garten machen werden. Vielleicht laden wir auch Gin und Fran und alle anderen Nachbar_innen dazu ein •

Tobias Urech, 1994 in Schaffhausen geboren, ist Dragqueen, Aktivist und Projektleiter der Jugendzeitschrift MILCHBÜECHLI. Im Rahmen seines Studiums an der Universität Zürich hat er Frauenfreundschaften der 30er-Jahren untersucht. Dafür hat er unter anderem die Vorgängerzeitschrift des KREIS – „das Schweizerische Freundschaftsbanner“ – unter die Lupe genommen.

Die folgende Kurzgeschichte **ZUFALL** der Autorin/des Autors **Era** ist als Fortsetzungsgeschichte in der letzten Ausgabe des Freundschaftsbanners im Jahre 1933 sowie in der ersten Ausgabe im Jahre 1934 erschienen.

Stellen wir uns Zürich in den 1930er-Jahren vor: Obwohl die Stadt seit der Jahrhundertwende rund ums Doppelte gewachsen ist und nun doch schon 350 000 Einwohner_innen zählt, haftet der Limmatstadt stets noch etwas Provinzielles an. Keine Pariser Eleganz, kein Berliner Schalk und schon gar keine New Yorker Offenheit. Hier, im Herzen der Schweiz, zählen die bürgerlichen Werte, die braven Menschen, die ein anständiges Leben leben. Alles hat seine Ordnung. Und wehe dem, der aus dieser Ordnung herausfällt!

Zu dieser Zeit lesbisch oder schwul zu sein und sich sogar offen dazu zu bekennen, scheint ein Ding der Unmöglichkeit. Und trotzdem – eine bunte Truppe von Lesben und Schwulen haben in den 30er-Jahren für Anerkennung gekämpft. Unter dem Vereinsnamen «Schweizerischer Freundschafts-Verband» traten sie an die Öffentlichkeit. Sie nannten sich gegenseitig «Artgenoss_innen», sangen ihr Bundeslied an den gemeinsamen Veranstaltungen, schmissen rauschende Feste, wo «rassige Damenkapellen» spielten und die Herren in «Damentoilette» tanzten.

Ein besonderes Vermächtnis ist allerdings das «Freundschafts-Banner», ein Magazin, das in regelmässigen Abständen erschien und in dem allerhand zu lesen war. Da gab es politische Artikel zur männlichen Prostitution, aber auch Kontaktanzeigen, wo «Dauerfreundschaften» und «Kameradschaftsehen» gesucht wurden. Vor allem aber druckten die Zürcher Artgenoss_innen die trivialsten Liebesgeschichten ab – natürlich total queer.

Die Geschichte «Zufall» handelt von einer Liebe zwischen zwei Frauen. Oder einer Frau und einem Mann? Was die Zeitschrift «Freundschafts-Banner» und auch diese Geschichte zeigt: Unsere Artgenoss_innen der 30er-Jahre gingen mit Geschlechtergrenzen ganz anders – vielleicht sogar spielerischer – um, als wir heute • Tobias Urech

Schweizerisches Freundschafts-Banner

Durch Licht zur Freiheit! Durch Kampf zum Sieg!

Mitg. Organ des „Schweiz. Freundschafts-Verbandes“ in Zürich

Redaktion und Verlag: A. York, Postfach 121, Hölzliplatz, Zürich 4, Telefon 2810
Postkonto 1811933 - Erscheint 1 mal im Monat - Kostenanschuss 4 Tage gratis.
ABONNEMENTSPREIS: Fr. 3.- vierteljährlich, halbjährlich Fr. 5.- auswärts: Porto

„Fröhliche Weihnachten“
wünscht allen seinen Lesern, Inserenten und Freunden
von Nah und Fern
Redaktion und Verlag des „Freundschafts-Banner“.

Veranlagung und -Verantwortung.
Von A. York.
Börsen

In einer geistreichen, kurzen Stelle
meiner „Mitteilungen an meine Freunde“
sagt Richard Wagner, daß das
Wesen der menschlichen Liebe, „in
Verlangen nach höher sinnlicher Wei-
heit“, nach dem Genuß einer rein
allem Genuß zu übersteigen, um aller
Kraft des wirklichen Genuß fast und
tunig in unerschöpflichen Gegenstan-
den“, ist. Und wenn diese Behauptung
auch etwas einseitig klingt, so drückt
sie doch in klaren Worten eine un-
verkennbare Beziehung aus zwischen
dem Sinnlichen und dem Geistlichen
in aller Liebe.

So mögen sich Lieber Leser, und
wir dürfen uns nicht überrascht fühlen,
wenn der Wahnwitz
Neigung bis zu einem
noch auch physisch
Diese Frage aber, in
Grade diese physisch
rinnern sollten falls
türlich gilt, in nicht
anwesend, weil in
Vorsehung jede Va-
Hoher Natur gewisse
dasselben Geschehnis
schlechtlich der mal
was Art gilt. Die 5
nicht eben unange-
nehmlich ist.

In das in der Liebe in allgemein-

No. 1 FREUNDSCHAFTS-BANNER 5

Die Seite unserer Frauen!

Zufall.

Von Era.
(Schluss)

Felix war nach mühevoller Aufstiege gegen Mit-
tag in der Hütte angekommen, wo der „Alfer“ in einer
leisen Regung von Uebemut im Bogen neben die
Hühner und setzte sich an den Tisch. Ausser Felix
waren noch drei Skiläufer in der Hütte, zwei trische
Jüngere, Mancher, die manchen derben Scherz ver-
spottet, und eine Skiläuferin, die etwas abseits saß,
sie aber hin und wieder an der Unterhaltung be-
teiligte.

Auch Fräulein Steiner — Felix's Skikamerad —
hatte in Felix einen Menschen gefunden, der Licht
in ihr Leben brachte, aber auch sie wollte verzagen,
falls „Felix“ sich einmal irgendwo über eine Fremd-
schaft oder dergleichen äußern oder gar von Liebe
sprechen sollte. Auch sie war traurig und wollte keine
plausible Erklärung vor sich selbst dafür, daß sie
Felix so gern hatte.

Felix hatte dicht in ihrer Nähe Platz genommen
und es ergab sich von selbst, daß man ein paar Worte
miteinander wechselte. Die Fremde war eine Felix's
Besterin und auch allein in den Bergen. Felix fühlte sich
sehr zu ihr hingezogen und das machte sie bedauerlich,
denn die Rolle, die sie hier in der Schweiz spielen
mußte, dem jungen Felix „Andersen“ vorlag,
wenigstens sie Felix's innerem Wesen durchaus ent-
sprach, doch sehr viel Vorsicht und Sicherheit.

Nach einer letzten gemeinsam unternommenen
Skitor, bei der sie kaum zehn Worte sprachen und
sich küßt, fast etwas fremd verabschiedeten, trotzdem
beide das Gegenteil fühlten, packte Felix in großer Eile
seine Sachen, schrieb ein paar Zeilen an Fräulein Stei-
ner, Bergstadt in P. und fuhr mit dem nächsten
Zuge ab.

Und doch war es heftiger, als konnten sie sich
schon viele Jahre lang. Man brach zusammen auf und
fuhr — war schmerzhaftlich — zusammen ab. Seit
Felix wieder auf den Skiern stand, draußen im Freien,
da hatte er auch seine Sicherheit wieder. Felix stellte
sich kurz vor Felix Andersen und auch seine Beglei-
terin nannte ihren Namen: Steiner.

Herz Steiner aber — so lieb sie — erhielt am
nächsten Morgen folgende Zeilen:
„Liebe Skikameradin
verzeihen Sie, daß ich ohne Abschied und Erklärung
abreite.
Ich darf sie nicht wiederschen —
gute Ihre
Felicitas Andersen.“

Von dieser Stunde an waren sie beide jeden Tag
zusammen. Und scham Felicitas, die zur Ruhe und
Einsamkeit hier in den Bergen gesucht hatte, die auch
hartnäckig höher immer dagegen gewehrt hatte, auch
nur einen andern Menschen kennen zu lernen, war
gar nicht unangenehm, im Gegenteil, des Morgens
stand sie meistens schon eine halbe Stunde vor der Zeit
am verordneten Platz, um ihre Skikameradin zu traf-
fen. Und sie verstanden sich auch ausgesprochen. Nur
ein Schatte legte sich immer wieder auf Felix's gute
Stimmung: Seine Skikameradin hielt sie für das, als
was sie hier lebte, eben für „Felix's“ Andersen, und
immer wieder dachte Felix dann an das Ansehliche
seiner geliebten, noch zum großen Teil ungestanden-
den Wünsche. Sie hatte ihre Skigefährtin lieb ge-
wohnen — ein Felix Andersen konnte wohl froh und
glücklich darüber sein und hätte es frisch um frei wa-
gen dürfen, das anzunehmen, aber Felicitas
Andersen mußte schweigen, aufgehen und verzichten
und unerwartet wieder verschwinden.

Das „Ja“ des Namens „Felicitas“ hatte Felix dick
unterstochen.
Herz Steiner machte einen riesengroßen Luft-
sprung, als sie die Zeilen las und lief so toll im Zimmer
hinher, wie sie es in ihrem ganzen Leben noch nicht
getan hatte.

An seinem Hals hing etwas Weiches und
Liebe. Felix fühlte nur, daß es unendlich lieb
war — und hebe und schluckte, und Felix, der im-
mer noch halb schlief und zu träumen glaubte, horre
dankt etwas von „Brief vor drei Jahren“, Adresse
verloren“, „Vomame Herrel Steiner“ und dergl.
Und schließlich — sie selbst — hatte Felicitas
begriffen, wenn sie in ihrem Arme hielt, und weicher
„Zufall“ in ihrem Leben gepöhl hatte.
Ende

Das „Freundschafts-Banner“
ist jederzeit erhältlich beim Verlag, sowie im Café „Abis“,
Rolandstraße-Zinisträße, im Café „Promenade“,
Alfred-Escherstraße 52, Zürich 2.
in Luzern bei: Fri. Buholzer, Zigarrengeschäft, Elsenstraße 5.

Zufall

Von Era

Felicitas Blick fiel auf ein Inserat in einer
Freundschaftszeitung. Es gefiel ihr
und sie schrieb an die angegebene
Chiffre, kurz, herzlich und deutlich.
In den nächsten Tagen mußte Felicitas
viel an diese Sache denken. Während
der Arbeit hatte sie keine Ruhe. Sie er-
tappte sich dabei, wie ihre Phantasie mit
ihr durchging und ihr Gestalten und Situ-
ationen vorzauberte, die wohl praktisch
nie eintreten konnten. Wie mochte die
andere wohl aussehen? Blond? Felicitas
lehnte das als unmöglich ab, dunkel?,
bestimmt, und braune Augen hatte sie
bestimmt auch. Nach langem, langem
Warten — zehn Tage waren vergangen
— erhielt Felicitas die ersehnte Antwort.
Aber von einem Zusammentreffen, das

Felicitas sich gewünscht hatte, stand
nichts darin, nur ein kurzer Dank für ihre
Zeilen und das Versprechen, in den
nächsten Tagen ausführlich zu schrei-
ben. Unterzeichnet waren die Zeilen mit
„Berlin-St.“
Felicitas war erfreut und enttäuscht
zugleich. Jeden Tag wartete sie nun auf
den Briefträger — aber es kam kein Brief,
kein Lebenszeichen mehr. Und immer
wartete Felicitas vergebens, bis sie jede
Hoffnung aufgab und zum Schluß die
ganze Angelegenheit vergaß.
Jahre vergingen. Felicitas fühlte in dieser
Zeit so recht, was es hieß, „anders“ zu
sein als die anderen Menschen. Ihre
Arbeitskollegen, die mehr über sie
sprachen, als ihr bekannt war, beschäf-

tigten sich umso mehr mit ihr, je weniger sie erzählte. Man wußte von ihr nichts Positives, und das genügte über sie zu reden. Man fand sie zu männlich, zu schweigsam, eingebildet.

Einige scheuten sich nicht, sie sogar nach frivolen Dingen zu fragen.

Aber für Felicitas gab es keine „frivolen“ Dinge. Sie hatte niemand, den sie liebte, wenig Bekannte, keine Eltern, keine Geschwister und keine frohen Erlebnisse und war meistens allein.

Als der Winter kam, packte Felicitas ihre Sachen, denn drei Wochen Urlaub lagen vor ihr, und fuhr in die Schweiz, in ihre Berge, die sie so sehr liebte. In dieser kurzen Freizeit konnte sie einmal ganz sie selbst sein und so leben, wie es ihr eigentliches Ich verlangte.

Felicitas fuhr als Junge im Skianzug. Sie war groß und schlank, das blonde Haar trug sie kurz geschnitten, und ihre Stimme war dunkel und weich. Niemand merkte, daß sie eine Frau war, meistens hielt man sie für einen etwas femininen Jungen, dessen gutem Aussehen man sein etwas zu weiches Äußere gerne vergab.

Felicitas fuhr nach Z., einem kleinen Ort in der Schweiz, den nur Skiläufer aufsuchten. In ihrem kleinen Hotel gab es wenig Gäste, sie war der zehnte und der letzte, der genommen wurde. Niemand kannte sie hier und so schrieb sich Felicitas in das Gästebuch als „Felix Andresen“ ein, und kein Mensch ahnte, wer sie war.

— Felicitas blieb viel allein. Am Vormittag fuhr sie auf Skiern ab und suchte die Hänge, die im wechselnden Spiel der Sonne blau-violett schimmerten, oder sie blieb in irgendeiner Schutzhütte oben auf den Bergen ganz in der Einsamkeit.

— Felicitas kannte nichts Schöneres, als die sausende Fahrt auf Skiern, die Hänge hinunter, durch dicken, stäubenden Schnee, dann gehören die Berge ihr, frei und leicht wurde das Leben und alles Trübe und Schwere fiel von ihr ab wie ein Nichts.

— Eines Nachts war wieder Neuschnee gefallen und Felicitas brach schon früh auf, um eine große Tour zu machen. Sie kümmerte sich nicht um die an deren Bewohner ihres kleinen Hotels und ging immer allein, und der schweigsame „junge Mann“ ging allen Menschen auch nach Möglichkeit aus dem Wege. Felix war nach mühseligem Aufstiege gegen Mittag in der Hütte angekommen, warf den „Affen“ in einer leisen Regung von Uebermut im Bogen neben die Holzbank und setzte sich an den Tisch. Außer Felix waren noch drei Skiläufer in der Hütte, zwei frische Jungens, Münchener, die manchen derben Scherz verzapften, und eine Skiläuferin, die etwas abseits saß, sich aber hin und wieder an der Unterhaltung beteiligte.

— Felix hatte dicht in ihrer Nähe Platz genommen und es ergab sich von selbst, daß man ein paar Worte miteinander wechselte. Die Fremde war wie Felix

Berlinerin und auch allein in den Bergen. Felix fühlte sich sehr zu ihr hingezogen und das machte sie befangen, denn die Rolle, die sie hier in der Schweiz spielen mußte, den „jungen Felix Andersen“ verlangte – wenngleich sie Felicitas's innerem Wesen durchaus entsprach, doch sehr viel Vorsicht und Sicherheit.

— Und doch war es beiden, als kennten sie sich schon viele Jahre lang. Man brach zusammen auf und fuhr – wie selbstverständlich – zusammen ab. Seit Felix wieder auf den Skiern stand, draußen im Freien, da hatte er auch seine Sicherheit wieder. Felix stellte sich kurz vor: Felix Andersen und auch seine Begleiterin nannte ihren Namen: Steiner.

— Von dieser Stunde an waren sie beide jeden Tag zusammen. Und seltsam, Felicitas, die nur Ruhe und Einsamkeit hier in den Bergen gesucht hatte, die sich hartnäckig bisher immer dagegen gewehrt hatte, auch nur einen andern Menschen kennen zu lernen, war das gar nicht unangenehm, im Gegenteil, des Morgens stand sie meistens schon eine halbe Stunde vor der Zeit am verabredeten Platze, um ihre Skikameradin zu treffen. Und sie verstanden sich auch ausgezeichnet. Nur ein Schatten legte sich immer wieder auf Felix's gute Stimmung: Seine Skikameradin hielt sie für das, als was sie hier lebte, eben für „Felix“ Andersen, und immer wieder dachte Felix dann an das Aussichtslose seiner geheimen, noch zum großen Teil uneingestandenen Wünsche. Sie hatte

ihre Skigefährtin lieb gewonnen – ein Felix Andersen konnte wohl froh und glücklich darüber sein und hätte es frisch und frei wagen dürfen, das auszusprechen – aber Felicitas Andersen mußte schweigen, aufgeben und verzichten und unerkannt wieder verschwinden.

— Auch Fräulein Steiner – Felix's Skikameradin – hatte in Felix einen Menschen gefunden, der Licht in ihr Leben brachte, aber auch sie wollte verzichten, falls „Felix“ sich einmal irgendwie über eine Freundschaft oder dergleichen äußern oder gar von Liebe sprechen sollte. Auch sie war traurig und wußte keine plausible Erklärung vor sich selbst dafür, dass sie Felix so gern hatte.

— Nach einer letzten gemeinsam unternommenen Skitour, bei der sie kaum zehn Worte sprachen und sich kurz, fast etwas fremd verabschiedeten, trotzdem beide das Gegenteil fühlten, packte Felix in großer Eile seine Sachen, schrieb ein paar Zeilen an Fräulein Steiner, Berghotel in P., und fuhr mit dem nächsten Zuge ab. Hertel Steiner aber – so hieß sie – erhielt am nächsten Morgen folgende Zeilen:

Liebe Skikameradin – verzeihen Sie, daß ich ohne Abschied und Erklärung abreise.
Ich darf sie nicht wiedersehen – ganz Ihre Felicitas Andersen.

— Das „tas“ des Namens „Felicitas“ hatte Felix dick unterstrichen.

— Hertel Steiner machte einen riesen-
großen Luftsprung, als sie die Zeilen las
und lief so toll im Zimmer umher, wie sie
es in ihrem ganzen Leben noch nicht
getan hatte.

— Felicitas! Felix! sagte sie immer wieder,
erst leise, dann lauter, und dann packte
auch sie ihre Sachen und fuhr mit dem
nächsten Zug hinter Felix her.

— Felix lag noch in tiefstem Schlaf, als es
klingelte. Felix ging murrend und knur-
rend, noch halb im Traum, zur Türe und
öffnete.

— Felix wußte auch später noch nicht, was
ihm in diesem Augenblick geschah.

— An seinem Hals hing etwas Weiches und
Liebes – Felix fühlte nur, daß es unend-
lich lieb war – und lachte und schluchzte,
und Felix, der immer noch halb schlief
und zu träumen glaubte, hörte dunkel et-
was von „Brief vor drei Jahren“, „Adresse
verloren“, „Vorname Hertel Steiner“ und
dergl.

— Und schließlich – viel später – hatte
Felicitas begriffen, wen sie in ihren
Armen hielt, und welcher „Zufall“ in
ihrem Leben gespielt hatte •

LUST AUF MEHR?

WWW.QUEERBOOKS.CH
HERRENGASSE 30, 3011 BERN



Mit freundlicher Unterstützung von

Fonds Respect
Heldenbar
Kunst + Politik
Offstream



Glit|ter, der/die/das;

1. Substantiv zu landschaftlich glitzern
(flimmern, glänzen)
2. Die Gala der Literaturzeitschriften
3. Name der ersten queeren Literaturzeitschrift
des deutschsprachigen Raums

No. 01

glitter



DIE GALA DER LITERATURZEITSCHRIFTEN